

Rostocker gelehrte Köpfe

Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des
Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und
Wissenschaftsgeschichte“ im Wintersemester 2009/2010

Herausgegeben von
Gisela Boeck und Hans-Uwe Lammel

Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte Band 20

Universität Rostock 2012

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Herausgeber: Der Rektor der Universität Rostock

Redaktion: Kersten Krüger

Druckvorlage: Christoph Wegner

Einband: Medienzentrum der Universität Rostock

Druck und Herstellung: Medienzentrum der Universität Rostock Studien 20

Copyright 2012 by Universität Rostock

ISBN 978-3-86009-131-9

Bezugsmöglichkeiten:	Universität Rostock
	Universitätsarchiv
	Schwaansche Straße 4
	18051 Rostock
	Telefon: +49-381 498 8621
	Fax: +49-381 498 8622

Inhalt	
Vorbemerkung	5
Ragnar Kinzelbach	7
Der Rostocker Professor Gybertus Longolius (1507-1543) Arzt, Humanist, Bildungsreformer und Ornithologe	
Nikolaus Werz	21
Die Wilbrandts – eine Akademikerfamilie aus Rostock im Wandel der Geschichte	
Fynn Ole Engler/Mathias Iven	33
Moritz Schlick (1882-1936). Philosoph und Physiker	
Harald Bollbuck	55
Albert Krantz und David Chytraeus Akademischer Unterricht und Historiografie zwischen Humanismus und Reformation	
Konrad Zimmermann	81
Gottfried von Lücken – Rostocker Hochschullehrer in drei Systemen	
Autoren	99
Ringvorlesungen zur Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsge- schichte	103

Vorbemerkung

Im Wintersemester 2009/10 stand die vom Arbeitskreis Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte organisierte Ringvorlesung unter der Thematik „Rostocker gelehrte Köpfe“. Sie war Teil einer gemeinsamen Veranstaltung mit der Moritz-Schlick-Forschungsstelle und der Universitätsbuchhandlung Weiland unter dem Rahmenthema „Kulturen des Wissens“. Während der von der Forschungsstelle verantwortete Teil unter dem Untertitel „Natur & Geist“ lief und in diesem Jahr den Zusammenhang von „Evolution und Weltbild“ in den Mittelpunkt stellte, beschäftigten wir uns im wissenschaftshistorischen Teil mit Leben und wissenschaftlicher Leistung herausragender Rostocker Forscher. Auch wenn wir zur Charakterisierung dieser sozialen Gruppe den angestaubt wirkenden Begriff „Gelehrte“ verwendeten, so war uns klar, dass mindestens drei Typen von Gelehrsamkeit zu unterscheiden sind, wenn man ihn benutzt, die hier mit den Adjektiven vordisziplinär, protodisziplinär und disziplinär bezeichnet werden sollen. Für alle in der Vorlesung vorgestellten Wissenschaftler ließe sich sagen, dass ein gemeinsames Charakteristikum ihres Wirkens das Zuhause sein in mindestens zwei Fächern bzw. Wissensgebieten war, so dass Grenzüberschreitung und Perspektivenwechsel zu den besonderen Merkmalen und Instrumenten ihres Wissenschaftsverständnisses wurden.

Für die Drucklegung unserer Reihe konnten wir leider nicht alle Vortragende gewinnen, ihre Vortragstexte für eine Drucklegung zu überarbeiten. Das bedauern wir außerordentlich.

Schließlich haben wir an dieser Stelle wiederum die angenehme Aufgabe, Herrn Professor Krüger für die Übernahme der Drucklegung unserer Vorlesung in die von ihm betreute Reihe „Studien zur Rostocker Universitätsgeschichte“ und für seine Unterstützung zu danken. Magister Christoph Wegner hat in umsichtiger Weise und der für ihn charakteristischen, sehr guten Qualität das Layout hergestellt, wofür wir ihm an dieser Stelle unsere Anerkennung aussprechen möchten.

Rostock, im August 2012

Hans-Uwe Lammel und Gisela Boeck

Der Rostocker Professor Gybertus Longolius (1507-1543) **Arzt, Humanist, Bildungsreformer und Ornithologe**

Curriculum Vitae

Gybertus Longolius, so die häufigste Schreibung des Namens, wurde 1507 in Utrecht geboren als Gijsbert van Langerack (Abb. 1). Irrtümlich wird Andernach als Geburtsort und von Langenrechte als Geburtsnamen angegeben.¹ Seine Eltern waren Gerrit van Langerack und Mechtelt van Batenborch (+1548). Gerrit war unehelich geboren, begründete somit mit seinen fünf Kindern einen illegitimen Zweig derer van Langeraeck aus dem Hause Goye, worauf die Bank im Wappen seines zweiten Sohnes Gybertus (Gijsbert) hinweist (Abb. 2).



Abb. 1: Gijsbert van Langerack, aus: Pantaleons Prosopographia, Basel 1565/66 (Finger/Benger 1987).



Abb. 2: Wappen des Gybertus Longolius, mit Bank (Finger/Benger 1987).

Ein entfernter Verwandter war der Kardinal Christophe de Longueil, ein flämischer Jurist und Humanist aus Mechelen, zeitweise am päpstlichen Hof, der zuletzt in Padua lebte. Nach dem Tod Christophes nahm Gybertus in Italien dessen latinisierten Namen „Longolius“ an. Eine ausführliche Diskussion der Familienverhältnisse erfolgt bei Heinz Finger und Anita Benger, auf deren gründliche Arbeit die nachste-

¹ So z. B. bei: *Johann Bernhard Krey*. In: *Andenken an die Rostockschen Gelehrten aus den drei letzten Jahrhunderten*, 1816, 42-43, hier 42.

hende Darstellung vielfach zurückgreift.² Gestorben ist Gybertus Longolius in Köln, begraben wurde er am 30. Mai 1543 in Bonn. William Turner, sein Freund und Nachlassverwalter, zitierte in der Vorrede zum „Dialogus de Avibus“ eine umfangreiche Grabinschrift in lateinischen Versen. Die Grabstätte ist nicht erhalten.

Humanist, Gräzist, Bildungsreformer

Das Studium ab 1524 an der Universität Köln erbrachte das artistische Bakkalaureat (1526) und die Magisterwürde (1527). Griechisch lernte er wahrscheinlich privat bei Johannes Caesarius von Jülich (um 1468-1550), dessen Lebenslauf sich mit seinem mehrfach kreuzte. In den Jahren 1534 und 1535 unternahm er eine Studienreise nach Italien. Belegt sind Aufenthalte in Padua und Ferrara. Ein Studiengenosse war der später zum Protestantismus übergetretene Schweinfurter Gräzist und Arzt Johannes Sinapius (Senff) (1502-1560), mit dem zusammen er am 23. Juni 1535 in Ferrara die medizinische Doktorwürde erhielt. Auf der bald danach erfolgten Rückreise überbrachte er Erasmus von Rotterdam (1465-1536) in Basel Briefe aus Ferrara.

Kurz nach 1535 wurde er Rektor der Hochschule in Deventer, wo er auch das Amt des Stadtarztes bekleidete. Bedeutend ist seine Widmungsvorrede an die Studenten in den „Scholiae in Culicem Vergilianus“, erschienen 1538. An der Hochschule in Deventer hatte schon Erasmus gelernt, und sie war damals auf dem Höhepunkt ihrer Bedeutung als geistiges Zentrum, wozu Longolius erheblich beitrug. In seiner dortigen Zeit war Longolius überaus rege als Scholiast klassischer Autoren für den Unterricht und verfasste er 1533 mit den „Institutiones dialecticae libri IV“ eine offenbar viel beachtete Schulordnung für das Gymnasium in Deventer. Zu einer Autorität machte ihn das „Lexicon Graecolatinum“, ebenfalls von 1533.

Gybertus Longolius war wie viele seiner Zeitgenossen ein Universalgelehrter. Seine Liebe galt den Schriften der Alten. Seine Sorge um seine eigene umfangreiche Bibliothek von mindestens 148 Titeln, teilweise mit eigenhändigen Anmerkungen, veranlasste kurz vor seinem Tode seine Rückkehr von Rostock nach Köln. Sie ist in Teilen in der Universitätsbibliothek in Düsseldorf erhalten, zusammengestellt und kommentiert von Heinz Finger und Anita Benger.³ Die gleichen Autoren leisteten eine sehr umfassende Werkbeschreibung, die hier nicht wiederholt werden soll.

Besonders hingewiesen sei auf einen Kommentar von 1533 zu Erasmus von Rotterdam, mit dem er in engerem Austausch stand: „De civilitate morum puerilium per D. Erasmus Roterdamum libellus, ab autore recognitus, & novis scholijs illustratus, per Gisbertum Longolium Vlratrajectinum. Lipsiae (Faber).“ Als Herausgeber und Scholiast verfasste er in großer Zahl erläuternde oder textkritische Notizen zu antiken bzw. mittelalterlichen Handschriften. Bearbeitungen sind überliefert z. B. von

² Vgl. *Heinz Finger/Anita Benger*, Der Kölner Professor Gisbertus Longolius – Leibarzt Erzbischof Hermanns von Wied – und die Reste seiner Bibliothek in der Universitätsbibliothek Düsseldorf, Düsseldorf 1987.

³ Ebd.

einzelnen Werken der Autoren Cornelius Nepos, Suetonius, Cicero, Ovidius, Plautus, Flavius Philostratus. Für die Überlieferung eines Textes des Nemesian s. u.

Sein Gesamtwerk ist geprägt vom Zeitgeist der Reformation und des Späthumanismus. Im Vordergrund stehen seine Anliegen:

- Wertschätzung und Wiederbelebung des Lernens, angeregt von der Antike. Bildungsziel ist der Polyhistor von allgemeiner Gelehrsamkeit, gegründet auf Belesenheit.
- Von Bedeutung ist ihm die Sprachvermittlung. Er war wie Pietro Bembo, der ihn 1539/40 durch einen gedruckten Brief besonders ehrte, berühmt durch sein Eintreten für ein „reines“ Latein im Stil Ciceros.
- Er förderte in Deventer und Köln die Kenntnis des Griechischen, welche im Sinne des Rückgriffs auf ältere Quellen der Bibel als progressiv galt – den Katholischen ein Verdacht auf Häresie. Dem Griechischunterricht räumte Longolius auch in der Rostocker Neuordnung einen großen Raum ein, bereits unterhalb der gymnasialen Klassen.
- Befassung mit Konzepten des Lernens, sichtbar in Köln, Straßburg, Deventer, Rostock. Pflege der Lehrform des Dialogs.
- Erkennbar ist ein sich Messen mit den Alten, er zeigt Stolz auf den selbst erarbeiteten Mehrwert, wie besonders sichtbar im „Dialogus de Avibus“.

Im Oktober 1538 bot der Kölner Stadtrat Longolius auf Bitten der Studenten die offenbar verwaiste städtische Griechisch-Professur an. Vermittelt war Longolius' Berufung durch Johannes Caesarius von Jülich (um 1468-1550), seinen Griechischlehrer. Er lehrte in Köln mit Unterbrechungen von 1539 bis 1542 und betätigte sich wieder als Herausgeber und Kommentator. Seine Wege kreuzten sich mehrfach mit Johannes Oldendorp (1487-1567), der 1504 in Rostock studiert hatte, 1526 wieder in Rostock lehrte und mit Slüter an der Einführung der Reformation beteiligt war, dann 1534-1536 als Syndicus in Lübeck den glücklosen Bürgermeister Jürgen Wullenwever beriet. Zu häufigem Ortswechsel gezwungen, war er 1538 gerade dann wieder in Köln, als Longolius dort sein Amt antrat. Köln war damals gespalten in Reformer und Sympathisanten um den Erzbischof von Wied, das Gegengewicht bildete der altgläubige Rektor. In Köln heiratete Longolius um 1540 die Kölnerin Marie Buchholtz, entgegen dem herkömmlichen Standesbrauch.

Reformer und Theologe

Auch als Reformator hat sich Longolius, allerdings sehr behutsam, ausgewiesen. Denn zunächst war er in Köln als Arzt und Gräzist noch bei katholischen Arbeitgebern beschäftigt. Er stand in Kontakt (vermutlich vom Canonicus des Thomas-Stifts in Straßburg vermittelt) mit den Reformatoren und Humanisten Philipp Melancthon (Wittenberg) und Joachim Camerarius (d. Ä.) in Leipzig. Einzelheiten sind nicht bekannt.

Dass er schon als Medizinstudent in Italien nicht mehr auf dem Boden des Katholizismus stand, belegt das karikierende Wortspiel, in dem in Lutherischer Derbheit die „Ehrwürdigen Herren des Erlösers“ in Bologna als „Schweine des Erlösers“ beschimpft werden (s. u.). Weiterhin lehnte er die Naturkunde des Albertus Magnus (um 1200-1280) ab, die etwas später, 1545, mit Walter Hermann Ryff (um 1500-1548) eine gegen den Protestanten Conrad Gessner (1516-1565) gerichtete Überarbeitung in Deutsch erfuhr. Longolius: *„Albertus vero monachus, plane inter Barbaros reiiciendus est: nam et multa scripsit, quae neque ipse neque alius quispiam vidit: itaque mendaciis non potuit facile omnibus nos non sublinere.“*⁴ Der Vorwurf, Angaben zu machen, die er weder selbst noch durch andere belegen konnte, ist böswillig, was auch der deftige Wortschatz nahelegt. Denn Albertus' Werk beruht zu einem guten Teil auf autoptischem Material, und mit der Zitierung da oder dort fragwürdiger Quellen haben Longolius' Zeitgenossen ebenfalls häufig danebengegriffen.

Hervorhebenswert sind die Anmerkungen zu der 1554 in Basel gedruckten Schrift von Laurentius Valla, mit denen sich Longolius in die Reihe der bedeutenderen Humanisten einzureihen suchte: *„Elegantiarum Laurentii Vallae viri tam Graecae quam Latinae doctissimi, libri omnes apprime utiles: Scholiis Gyberti Longolii, ubi hactenus mendosae fuere, illustrate: & annotationum doctorum hominum non exigua acceptione locupletati; Ejusdem de reciprocatione Sui & Suus, libellus oppido frugi; Annotationes eiusdem in errores Antonij Raudensis; cum indice copiosissimo.“*⁵ Laurentius Valla (um 1405-1457) war ein kritischer Geist, dessen philologisches Werk weit verbreitet wurde und der das ciceronianische Latein zur Normsprache der Humanisten erhob. Er wies fast zeitgleich und unabhängig von Nikolaus von Kues und Reginald Pecock in seiner „Declamatio de falso credita et ementita donatione Constantini“ die Unechtheit der Konstantinischen Schenkung nach, eine hochpolitische Erkenntnis, die jedoch erstaunlicherweise keine Konsequenzen hatte. Immerhin identifizierte sich Longolius dadurch mit einem verhalten kirchenkritischen Autoren.

Eine Schrift von 1540 befasst sich mit dem Konzil von Nicaea und dem Bilderstreit, der im frühen Protestantismus von erheblicher Bedeutung war.

Noch 1542 arbeitete er unter Hermann von Wied, dem reformatorisch gesonnenen Kölner Erzbischof, an Ovids Metamorphosen und der „Rhetorica ad Herenni-

⁴ Übersetzung aus dem Lateinischen: „Der Mönch Albertus ist gänzlich unter die Barbaren zurückzusetzen („zurückwerfen“). Denn er schrieb auch vieles, das weder er selbst noch jemand anderes gesehen hat: daher konnte er mit allen den Lügen uns alle nicht leicht täuschen („anschmieren“).“

⁵ Übersetzung aus dem Lateinischen: „Der eleganten (Anakoluth?), des sowohl in Griechischer wie Lateinischer Sprache sehr gelehrten Mannes Laurentius Valla, alle zuvorderst nützlichen Bücher: Mit Scholien von Gybertus Longolius, wo sie bisher unzutreffend waren, illustriert und in nicht geringer Vermehrung durch Anmerkungen gelehrter Männer bereichert; desselben über die Reziprozität von „seines“ und „sein“, Büchlein der Stadt zum Nutzen; Anmerkungen desselben zu den Irrtümern des Antonius Raudensis, mit umfangreichem Index.“

um“, einer fälschlich Cicero zugeschriebene Rhetoriklehre von ca. 90 v. Chr. und war bestrebt, die kirchlichen Angelegenheiten Kölns in eine bessere Form zu bringen (Turner, in der Vorrede zum „Dialogus de Avibus“). Sehr deutlich wird seine Einschätzung als Protestant durch die Kölner Obrigkeit mit der Verweigerung eines Begräbnisses im „heiligen“ Köln, wegen des Empfangs der Eucharistie "*sub utraque*".

Arzt und Naturforscher

Schlecht dokumentiert ist seine Tätigkeit als Arzt in Köln, zeitweise sogar als Leibarzt des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied. Noch 1535, im Jahr seiner Promotion, wurde Longolius Stadtarzt in Deventer und zugleich mit der Leitung der berühmten „Schola Daventriensis“ betraut. Schumacher/Wischhusen nennen ihn ohne Beleg für die Anatomie in Rostock und glauben, dass er als Professor der Medizin nach Rostock berufen wurde.⁶

Nach der Analyse seiner medizinischen Schriften, vor allem seiner Glossen in den Ausgaben des Galen in der Universitätsbibliothek in Düsseldorf, schätzen Finger/Benger Longolius als konservativen Mediziner ein, der nur selten Kritik an der Humoral-Lehre äußert.⁷ Die großen Innovationen seines Jahrhunderts, etwa des Vesalius, hat er nicht mehr erlebt.

Fast alle früheren Ärzte waren auch Naturforscher. Von großer Bedeutung war die Kenntnis der Heilpflanzen, was zu den monumentalen Pflanzenbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts führte. Daher überrascht nicht, dass der Botaniker Carolus Figulus in seinem ebenfalls in Dialogform gehaltenen Methodikbuch zur Botanik, erschienen in Köln 1540, berichtete, dass Longolius an einem eigenen Pflanzenbuch arbeite.

Aus Longolius' Nachlass edierte sein Freund William Turner (1520-1568) im Jahre 1544 den kurz zuvor bearbeiteten, Fragment gebliebenen „Dialogus de Avibus“, angereichert durch ein biographisches Vorwort, das Epitaphium und ein Dutzend Nachrufe in Latein bzw. Griechisch. Gewidmet ist das Werk dem Abt (tätig 1540/41-1572) des reichsfreien Benediktinerklosters Werden, Hermann Xyloni (Abb. 4). Der „Dialogus de Avibus“ ist bis heute eine Quelle zur Zoologie, vor allem der Hühnervögel. Er wurde von Conrad Gessner im Vogelbuch eifrig genutzt und viele Male zitiert.⁸ Er ist als Gespräch mit einem fiktiven „Pamphilus“ (der alles <Wissen> liebt, nach Pamphilos von Alexandria, Lexikograph des 1. Jahrhunderts), angelegt. Hinter dem Pseudonym steckt offensichtlich William Turner, der sich als Schüler von Longolius betrachtete. Zur Begründung des Vorgehens gilt der Dialog-

⁶ Gert-Horst Schumacher/Heinzgünther Wischhusen, *Anatomia Rostochensis*. Die Geschichte der Anatomie an der 550 Jahre alten Universität Rostock. Berlin 1970, 26.

⁷ Vgl. Finger/Benger (wie Anm. 2).

⁸ Conrad Gessner, *Historia animalium liber III, qui est de avium natura*. Zürich 1555; Katharina Springer/Ragnar Kinzelbach, *Das Vogelbuch von Conrad Gessner (1515-1565) als faunenhistorische Quelle*. Heidelberg 2008.

partner als Stellvertreter für viele Hörer: „*Ut unus ego / tibi multorum auditorum loco / esse possim.*“ (Siehe Anhang, Kasten 2)

Der Dialogus ist das persönlichste bekannte Werk von Longolius. Er bringt vielfach eigene Erfahrung ein, und die Art der Darstellung lässt nicht selten seine Wesensart durchscheinen.⁹



Abb. 3: Rothuhn: Bacharach 1586
Marcus zum Lamm.¹⁰

Es zeigt sich der schon bei Ulrich von Hutten deutliche Wettstreit der Humanisten in den sich überlagernden Spannungsfeldern von Antike und Gegenwart, Norden und Süden. Das Werk der Alten und des zeitgenössischen Italiens wird als vorbildlich geachtet und geehrt; zugleich wird versucht, sie zu übertreffen. Unübersehbar, oft fast kleinlich, wird der eigene Mehrwert zum Gebäude der Wissenschaft hervorgehoben: so etwa selbst beschaffte Information, Hinweise auf Veraltetes, Berichtigung falscher Namensgleichungen usw. Die Befreiung vom Vorbild der (alten) mediterranen Welt, der Stolz auf Eigenleistungen des (modernen) Nordens kulminiert exemplarisch im „Dialogus“ in der Freude, das in klassischen Texten häufig genannte Rothuhn (dort meist die ähnlichen, der gleichen Gattung *Alectoris* angehörigen Stein- und Chukarhühner) auch in Deutsch-

land erkannt und angetroffen zu haben.

Das Werk enthält Angaben zu mindestens 30 Vogelarten. Einen unvollständigen Auszug, eine Namensliste, gibt Turner in seinem eigenen Vogelbuch von 1544 wieder. Eine grobe Gliederung liegt vor in Allgemeines wie die Typologie der Vögel und den Vogelzug, in Nützliches, schließlich in Spezielles z. B. zu den Exoten Strauß und Purpurhuhn, über den Zug von Storch und Kranich, über Albinos. Es wird ungewöhnlich streng unterschieden zwischen einheimischen und eingeführten Arten. Immer stehen Etymologien im Vordergrund, wobei es zuweilen zu Missgriffen kommt, die schon Conrad Gessner kritisch kommentierte. So will er z. B. den noch lange gebräuchlichen Gruppen-Namen „pulverator, pulveratrices“, Vögel, welche im Staub (Pulver, Staub: pulvis) zu baden pflegen, von frz. pluvier, dem Regenpfeifer (Regen: pluvies, pluie), ableiten. Eine weitgehend zutreffende Beurteilung der Leistung von Longolius und Turner – ihr Werk steht in enger Verbindung – gab

⁹ Vgl. Ragnar Kinzelbach, Gybertus Longolius (1507-1543) als Ornithologe. In: Ökol. Vögel (Ecol. Birds) 34/2012, 25-66.

¹⁰ Abbildung aus: Ragnar Kinzelbach/Jochen Hölzinger, Marcus zum Lamm (1544-1606). Die Vogelbücher aus dem Thesaurus Picturarum. Stuttgart 2000.

Thomas P. Harrison.¹¹ Er wies auf beider Verdienst hin, die Schreibstube zu eigener Beobachtung zu verlassen und aus der neu gewonnenen Erkenntnis die Vögel der Antike nach real existierenden Arten aufzuschlüsseln. Zuvor galt in Wörterbüchern z. B. „erithacus“ „ist ein Vogel“, keineswegs das jetzt neu erkannte Rotkehlchen bzw. der Steinrötel. Noch Francis Willughby (1635-1672) hielt das Bemühen um zutreffende Identifikation antiker Namen für nutzlose Mühe.

Doch die Kenntnis und Klassifizierung der Arten erweiterte die Möglichkeit zu Zeitreihen ihres Vorkommens zu gelangen und ihre historische Dynamik in Abhängigkeit von Landnutzung und Klima zu erkennen. Der vom Autor an vielen Stellen so benannte „ungehobene Schatz“ an faunistischer Information aus der Zeit vor Linnaeus (X. editio 1758) wurde erst seit dem 20. Jahrhundert schrittweise aufgedeckt und wird künftig erheblich zur Faunen-, Klima- und Umweltgeschichte beitragen.

Substantielle Dokumente zu einzelnen Arten lieferte Longolius für das Vorkommen des Rothuhns (*Alectoris rufa*) im Rheinland bei Burg Landskron, genannt „Roithoener“. Sie verhalfen, neben dem Waldrapp (*Geronticus eremita*), Robert Lauterborn (1869-1952) zu der damals noch neuen Erkenntnis, dass entscheidende Veränderungen der Verbreitungsgebiete von Vögeln nicht in „geologischen“ Zeiträumen stattfanden, sondern innerhalb nur weniger Jahrzehnte. Brutvögel der mediterranen Region kamen im Mittelalter bzw. in der frühen Neuzeit nordwärts bis nach Deutschland vor und erloschen dort, wie wir heute wissen, erst im Zuge der Kleinen Eiszeit,¹² die „Lauterbornsche Theorie“.¹³

Gybertus ist heute noch zitierter Gewährsmann für Haushühner (*Gallus gallus*), besonders für zwei damals wenig bekannte Zuchtsorten: Für das kurzbeinige Krüperhuhn gab er für Europa die erste bekannte Beschreibung überhaupt, für das Haubenhuhn die erste bekannte verbale Beschreibung, von wenigen früheren Knochenfunden und Bildern abgesehen.¹⁴

Im Dialogus überlieferte Longolius ein Textfragment eines Jagdgedichts des Marcus Aurelius Olympius Nemesianus (*floruit* um 285) aus Karthago. Einzelheiten und eine erste Interpretation bei Kurt Lindner, der die darin vorgestellte Art, die Zwergtrappe (*Tetrax tetrax*), gründlich als den damals auf der Apenninenhalbinsel noch nicht vorkommenden Frankolin (*Francolinus francolinus*) missdeutete. Letzterer wurde erst in der Stauferzeit aus dem Nahen Osten eingeführt.¹⁵ In der Gesamt-

¹¹ Thomas P. Harrison, Longolius on birds, in: Annals of Science 14/1958, 257-268.

¹² Robert Lauterborn, Über das frühere Vorkommen des Schopfbis (Geronticus eremita L.), Gessners „Waldrapp“ in Mitteleuropa. In: Zoologisches Jahrbuch [Suppl] 15/1912: 537-562, hier 550; Ders., Faunistische Beobachtungen aus dem Gebiete des Oberrheins und des Bodensees. 7. Reihe. In: Beiträge zur naturwissenschaftlichen Erforschung Badens 1, Freiburg i. Br. 1928, 9-24, hier 14-15.

¹³ Ragnar Kinzelbach, Vogelwelt und Klimaveränderung im 16. Jahrhundert. Neue Quellen und Ergebnisse der Historischen Ornithologie. In: Die Naturwissenschaften 82/1995, 499-508.

¹⁴ Ragnar Kinzelbach, Gybertus Longolius (1507-1543) als Ornithologe, in: Ökol. Vögel (Ecol. Birds) 34, 25-66.

¹⁵ Vgl. Kurt Lindner, Das Gedicht vom Vogelfang des Nemesian. In: Bonner Zoologische Beiträge 24/1973, 204-218.

ausgabe der *Cynegetica* von Martin¹⁶ fehlt dieser und ein weiterer von Longolius überlieferter Text über die Jagd auf die Waldschnepe.

Auf die Frage des Pamphilus nach dem „tetrax“ antwortete Longolius: *“Nemesiani poetae autoritas, qui de aucupio Latinis versibus conscripsit, me in hanc sententiam perduxit. Descripserat autem furtim in bibliotheca porcorum (emend. “procerum”) Salvatoris Bononiensis versus aliquot Hieronymus Boragineus Lubecensis magnae spei adolescens, cum quo Bononiae et Ferrariae aliquandiu communi vita vixi, ex iis ego quosdam cum opus erit historia, tibi recitabo.”* Es folgt der lateinische Text des Nemesian.

Frei umschrieben: Die Autorität des Dichters Nemesian, der in lateinischen Versen von der Vogeljagd schrieb, hat mich zu dieser Aussage geführt. Ein gewisser Hieronymus Boragineus aus Lübeck, ein sehr hoffnungsvoller junger Mann, mit dem ich in Bologna und Ferrara einige Zeit gemeinsam lebte, hat heimlich in der Bibliothek der Schweine des Herren zu Bologna einige Verse abgeschrieben, aus denen ich Dir einige zitiere, da das Werk Geschichte sein wird – ging es verloren? Die Umsetzung von „procerum“, der Ehrwürdigen, der Würdenträger des Erlösers, zu „porcorum“, der Schweine des Erlösers ist ein derber Studentenscherz, der einen deutlichen Abstand zur allein selig machenden Kirche voraussetzt.

Hieronymus Boragineus aus Lübeck wurde in Rostock als „Kölner Magister“ für das Wintersemester 1529/30 immatrikuliert oder in die Artistenfakultät aufgenommen.¹⁷ Er traf Longolius 1534/35 als Kommilitone in Bologna – eine erste Querverbindung nach Rostock – später kam Oldendorp hinzu.

Die neue Interpretation des nemesianischen Textes¹⁸ führte zu einem Brutvorkommen der Zwergtrappe im Gebiet der Pentiner an den Wurzeln des Apennin zu Lebzeiten Nemesians, wobei u. a. die neue Entschlüsselung der poetischen Vergleiche von Größe und Gestalt mit den legendären Vögeln der Tarpeia (Gänse) und des Palamedes (Kraniche) die letzte Bestätigung gaben (Siehe Anhang, Kasten 1).

Academia Rostochensis

Longolius wurde 1542 aus Köln als Professor nach Rostock berufen, zusammen mit seinem alten Gefährten Dr. Johannes Bronckhorst van Nijmegen (Noviomagus) und mit dem Juristen Dr. Johannes Strubius. Dort sollte er eine vom Rat und von der Universität gewünschte Reform des Lehrbetriebs durchführen. Ausschlag gab seine Erfahrung als erfolgreicher Reformator in Deventer, als um Reformen bemühter Professor und Arzt in Köln sowie die Vermutung einer fortschrittlichen Auffassung im Sinne der Reformation. Hohe Erwartungen wurden an ihn geknüpft, die fast einer Neugründung der seit 1531 in einer Krise befindlichen Universität gleichkamen. Er

¹⁶ *Donnis Martin*, The *Cynegetica* of Nemesianus, Thesis, Cornell University, Ithaca/N.Y. 1917, 83.

¹⁷ Vgl. *Marko A. Pluns*, Die Universität Rostock 1418-1565: eine Hochschule im Spannungsfeld zwischen Stadt, Landesherren und wendischen Hansestädten. Köln 2007, 335 [Quelle in Fußnote].

¹⁸ Vgl. *Kinzelbach* (wie Anm. 14).

legte sein Konzept in einer Schrift von 16 einfachen Bögen in Folio vor, die erst posthum erschien. Eine schriftliche Würdigung erfuhr sie erstmals in den gelehrten Rostockschen Sachen:¹⁹ *Studii Litterarii Publici in Academia Rostochensi, Diligens Et Accurata Restauratio, Una cum constitutione Ludi puerilis, à clarissimo uiro D. Gisbertus Longolius professore Medico, summo iudicio conscripta. XXXI S., August 1544 bei Ludovicus Dyetz. – Ein Exemplar aus dem Besitz, des später wieder katholischen, evangelischen Predigers Joannes Hennekin, Rostock, in der Universitätsbibliothek Rostock (MK-7735).*

Der Dekan der Artistenfakultät Konrad Pegelius (1583 Rektor) war pro-reformatorisch gesinnt. Die Rektoren Andreas Eggerdes und vor allem sein Vorgänger Peter Bogenius waren strikt katholisch. Herzog Heinrich V. favorisierte den kämpferischen Lutheraner Hinrich Smedenstedte, dem die Universität die Aufnahme ins Konzil verweigerte.

Longolius wurde nach den gelehrten Rostockschen Sachen am 11. November 1542 inskribiert:²⁰ „*Gisbertus Longolius, Trajectensis, artium & medicinae Doctor fuit honoratus*“. Von da stammt die Vorstellung, der Rat habe ihn zum Professor Medicinae berufen,²¹ doch entspricht dies einer nur formalen Zuordnung zur Medizinischen Fakultät, nicht seiner eigentlichen Tätigkeit. Zugleich mit ihm wurden berufen: „*Joannes Strubbe Daventriensis Licentiatu Jurisilis fuit honoratus*“ und „*Joannes Noviomagus Artium Magister fuit honoratus*“. Die drei neu Berufenen brachten ihr Personal mit: „*Et famuli eorum gratis inscripti.*“

Longolius hielt nur wenige Vorlesungen. Seine Reformschrift wurde erst 1544 posthum gedruckt. Ihr Motto stammt von seinem Mitstreiter Joannes Noviomagus. Das Buch beginnt mit der Anrede: „*Gravissimis prudentissimisque Reipublicae Rostochiensis, benemerentibus suis maecenatibus, Rostochiensis Academicis*“.

Der Inhalt handelt vom Sinn einer Verfassung der Pädagogik. Er ist untergliedert in:

- Allgemeines Studium: Leitung, Klassengliederung, Begründung, Quarta bis Prima. Über Ferien und religiöse Feiertage. Inhalte (z. B. Rhetorik, Singen, Geometrie, Astronomie, Zeitmessung, Geographie, Ethik), Formen des Lernens (Vorlesung, Disputation, Deklamation), Promotionen, Examina.
- Juristisches Studium: Teil über theoretische Grundlegung (Justinian) von Joannes Strube und Rechtspraxis von Christoph Hegedorf. Dreijähriges Studium mit Vorlesungen, Übungen, Wiedergabe von Gesetzesinhalten mit eigenen Worten, Disziplinarisches.

¹⁹ Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen, für gute Freunde; Andres Jahr, Rostock 1738, 177-179.

²⁰ Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen, für gute Freunde; Vierdtes Jahr, Rostock 1740, 38 und 760.

²¹ Vgl. *Schumacher/Wischhusen* (wie Anm. 4), 26.

Eine Wirksamkeit für die weitere Entwicklung des Studiums an der Universität Rostock ist nicht nachgewiesen. „So wohl es mit diesen Vorschlägen gemeynt gewesen ist, so haben sie doch nicht bestehen, noch erwünschte Wirkung thun wollen“.²²

Ende

Von Philipp Melanchthon wurde Longolius bereits zum April 1543 wohl als künftiger Reformator wieder nach Köln gerufen. Offiziell kehrte er allerdings dorthin nur zurück, um seine zurückgelassene Bibliothek nach Rostock zu holen.

Er empfing Ende März 1543 in der Kölner Minoritenkirche die Osterkommunion unter beiden Gestalten.

Er verstarb jedoch überraschend am 30. Mai 1543 angeblich an einer ansteckenden Krankheit. Wegen der vorgenannten Teilnahme an einer Eucharistiefeier "*sub utraque*" galt er als Protestant, weswegen der Klerus und die Universität seine Beisetzung im katholischen Köln verhinderten.

Nach längeren Verhandlungen wurde am 22. Mai 1545 seine Witwe vorübergehend aus der Stadt vertrieben.

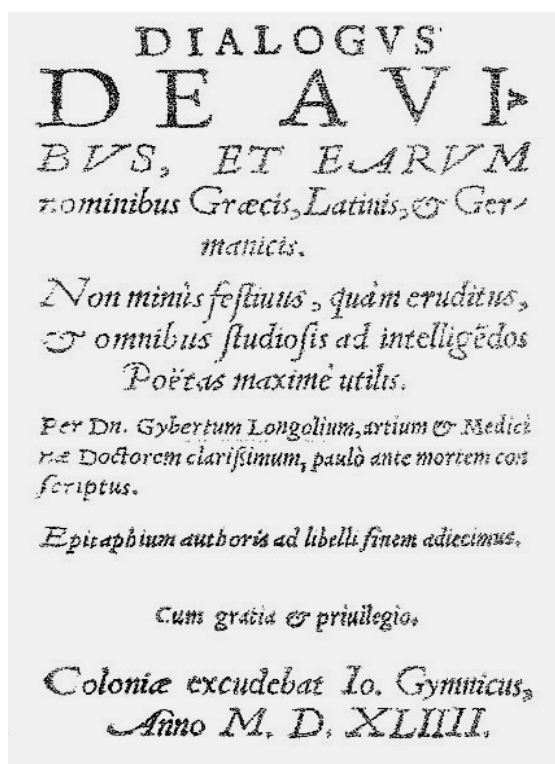


Abb. 4: Titelblatt des Dialogus de Avibus, 1544.

Longolius wurde Anfang Juni 1543 unter Teilnahme vieler Freunde in der Bonner Minoritenkirche von Martin Bucer beerdigt. Ein Grabmal ist nicht erhalten. Longolius muss mit seinen nur 36 Jahren einen großen Eindruck hinterlassen haben. Sichtbar wird dies im prominenten Grabgeleit und in den Grabreden, die Turner 1544 im Anhang zu seiner Ausgabe des „Dialogus de Avibus“ teilweise mit Namen dokumentierte. Sie sind in Prosa oder als Gedichte verfasst, in Latein, die besonders gelehrten in Griechisch. Sie zeigen auch die zu edlem Wettstreit gemilderte Konkurrenz der Gelehrten um Bekanntheit, Ansehen und Anstellung. Wir befinden uns in der Anfangszeit der Sitte der gedruckten protestantischen Grabreden, noch von großer Originalität und einer sehr persönlichen Gestaltung, weit erhalten über die spätere Routine, die weit bis ins 19. Jahrhundert fortlebte.

²² Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen, für gute Freunde; Andres Jahr, Rostock 1738, 187.

Von Philipp Melanchthon stammt der mehrfach überlieferte Text des Epitaphiums. Reden von Willam Turner, von Andreas von Mandelsloe aus Moringen (Student in Erfurt und Köln, wahrscheinlich der spätere Domdechant zu Verden). Jacobus Trel-lius aus Deventer. In Griechisch von Albus Horstanus (Schüler des Longolius in Deventer, ein Verwandter des Rechtsgelehrten D. Horstanus). Weiterhin ist eine an seine Studenten gerichtete Elegie wiedergegeben.

Longolius selbst wird zitiert:

„Vixi, quod volui: volui quod fata volebant,/Nec mihi vita brevis, nec mihi
longa fuit.“

„Ich habe gelebt wie ich wollte, ich wollte, was das Schicksal wollte,
das Leben war mir weder (zu) kurz noch (zu) lang.“

Anhang

Kasten 1. Text und Kommentar zum „Tetrax“ im *Dialogus de Avibus*.

Et tetracem Romae, quem nunc vocitare taracem
 Coeperunt, avium est multo stultissima, nunquam
 Cum pedicas necti sibi contemplaverit adstans,
 Immemor ipse sui, tamen in dispendia currit(?)
 Tu vero adductos laquei cum senseris orbes,
 Appropera et praedam pennis crepitantibus aufer.
 Nam celer oppressi fallacia vincula colli
 Excutit, et rauca subsannat voce magistri
 Consilium, et laeta fruitur iam pace solutus.
 Hic prope Pentinum radices Apennini
 Nidificat, parviis quae se soi obiicit agris.
 Persimilis neri dorsum, maculosaque terga
 Inficiunt pullae caccabantis imagine notae
 Tarpeiae est custos arcis non corpore maior:
 Nec qui te volucres docuit Palamedes figuras.
 Saepe ego nutantem sub iniquo pondere vidi
 Mazonoim puerum, portat cum prandia, cirro
 Quae consul praetor' ve novus construxit ovanti.

„Der Tetrax, den sie jetzt zu Rom Tarax zu nennen begannen, ist bei weitem der dümmste der Vögel. Wenn er daneben stehend die ihm geflochtenen Schlingen betrachtet und dennoch selbstvergessen in sein Verderben läuft. Wenn du aber spürst dass die Schleife der Schlinge zugezogen, so eile hinzu und entführe die Beute mit rauschenden Federn, denn rasch wirft sie die tückischen Fesseln vom eingengten Hals und verspottet mit rauer Stimme die List des Jägers und genießt, gelöst, froh des Friedens. Er nistet auf flachen, von der Sonne bestrahlten Feldern bei den Pentinischen Wurzeln des Appennin. Sein Rücken ähnelt dem Oleander, seine gefleckten Rückenseiten bedecken Tropfen nach dem Muster eines jungen Steinhuhns. Von Körper nicht größer als der Wächter der tarpeischen Burg, noch der Vögel die den Palamedes Figuren lehrten. Oft sah ich ihn nicken unter ungleichem Gewicht. Den Mehlbrei der Knaben nimmt er zur Nahrung, mit Federschmuck, wie der neue Konsul oder Prätor bereithielt dem ihm Zujubelnden.“

Überlieferung eines Jagdgedichts von Nemesian aus Karthago (Marcus Aurelius Olympius Nemesianus, floruit um 285) über Gybertus Longolius (1507-1543). Dort gibt es zum Namen tetrax (sträflich falsch übersetzt als „Frankolin“, s. u.), „den sie jetzt tarax zu nennen begonnen haben“, eine Beschreibung, die nur auf die Zwergtrappe (*Tetrax tetrax*) beziehbar ist. Ein unerwartet schwerer Vogel, der leicht in Schlingen zu fangen ist, er kreischt spöttisch, wenn entkommen. Er nistet auf

flachen, von der Sonne bestrahlten Feldern in der Nähe von Peltinum am Fuß des Apennin, sein „Rücken“ (dorsum, andere Lesart collum, Hals) ist aschfarben, seine gefleckten Rücken (tergum, hier Plural: beide Oberflügeldecken) bedecken Tropfen nach dem Bild eines jungen Steinhuhns. Wichtig ist der Vergleich mit dem **jungen** Steinhuhn. Den schwarzen Halsring trägt nur kurzfristig und allein das Männchen der Zwergtrappe im Prachtkleid, weswegen er nicht hervorgehoben ist. Das Habitat ist stimmig beschrieben und passt mit Sicherheit nicht auf die nachstehend genannten Raufußhühner. Der Tetrax ist nicht taubengroß, wie Lindner meinte, sondern nach den im Gedicht zum Vergleich genannten Vögeln des Palamedes und der Tarpeia eine größere, langhalsige Art: Palamedes verdankte seine Gelehrsamkeit den Kranichen, Tarpeia war Tochter eines Wächters des Kapitols, der die berühmten wachsamen Gänse in Obhut hatte. Wie viele andere Schreitvögel nickt das Tier beim Gehen um Gleichgewicht zu halten.

Die durch die Geschichte ziehende Verwechslung von tetrax und tetrao in Verbindung mit der Fixierung auf ein Huhn ließ mehrere Sachkenner die vom Habitat und/oder Verbreitungsgebiet unmöglichen Arten Auerhuhn, Haselhuhn und Frankolin vermuten. Dazu wurde sogar der Fundort textwidrig in die Hochgebirgslandschaft des Apennin hineingequält. Hinzu kam das nur aus vermeintlich heutiger Erfahrung entstandene Vorurteil, dass es die Zwergtrappe zwischen Apennin und dem – damals noch nicht ausufernden – Rom nicht gegeben haben könne. Habitat und spätere Quellen sprechen jedoch eine andere Sprache. Und: Sie kommt dort in geringer Dichte trotz Zersiedelung und Bejagung noch immer vor.

Kasten 2. William Turner.

Allen anderen voran ist William Turner, Guilelmus Turnerus, (1520-1568) aus Morpeth (Northumberland) zu würdigen, Longolius verbunden durch das gemeinsame Studium in Ferrara, den Glauben, das Interesse an Pflanzen und Vögeln. Ein Freund und Schüler, der auch den posthumen Druck des Dialogus mitsamt den Grabreden in Köln 1544 besorgt hat. Er war Arzt (mit Doktor der Medizin ebenfalls aus Ferrara), Naturforscher, Theologe. Nach Studium in Cambridge wurde er in England als reformierter Prediger gefangen gesetzt und verließ zweimal seine Heimat für ein Asyl in Deutschland, das erste Mal 1540, als er sich im Raum Siegburg und Köln aufhielt, das zweite Mal im Zeitraum zwischen 1553-1558 mit Schwerpunkt in Basel und Straßburg.

Er schrieb, und hier überschneiden sich seine Interessen mit Longolius, das erste speziell den Vögeln gewidmete gedruckte Buch, ausgehend von Klassikern, mit eigenen Beobachtungen aus England, Deutschland und Italien: „Avium praecipuarum quarum apud Plinium et Aristotelem mentio est, brevis et succincta historia. Ex optimis quibusque scriptoribus contexta, scholio illustrata & aucta. Adiectis nominibus

Graecis, Germanicis & Britannicis. Per. Dn. Guilemum Turnerum, artium & Medicinae doctorem. Colonia 1544 (Johannes Gymnicus).“ Er arbeitete auch an einem englischen Kräuterbuch: „A new Herball wherein are conteyned the names of Herbes.“ London 1551.

Er hielt Kontakte zu allen wichtigen Naturkundigen seiner Zeit. William Turner reiste von Bologna, wo er Ulisse Aldrovandi (1522-1605) getroffen hatte, über Como nach Zürich und traf dort 1541 Conrad Gessner (1516-1565) kurz nach dessen Rückkehr aus Montpellier, wo dieser bei Guillaume Rondelet (1507-1566) Medizin studiert hatte. In einem Atemzug vier der bedeutendsten frühen Naturhistoriker. Es gibt fast beliebig Verzweigungen, z. B. erhielt Antonius Martellus aus Flandern (wohl ein Verwandter des Geographen Henricus Martellus) von William Turner einen eingesalzenen, präparierten Girlitz (*Serinus serinus*), den er Pierre Belon (1517-1564) in Padua auf dessen Weg in den Orient vorzeigte, wohl das Modell für die entsprechende Abbildung in Belons Vogelbuch von 1555.²³

²³ Vgl. Ragnar Kinzelbach, The Distribution of the Serin *Serinus serinus* (L., 1766) in the 16th Century. In: Journal of Ornithology 145/2004, 177-187.

Die Wilbrandts – eine Akademikerfamilie aus Rostock im Wandel der Geschichte

In drei Phasen der deutschen Geschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts haben Mitglieder der Wilbrandt-Familie eine gewisse politische Rolle gespielt: Christian Ludwig Theodor Wilbrandt (1801-1867) war 1846/48 Rektor der Landesuniversität Rostock und 1848 Mitglied der Abgeordnetenversammlung. 1852 wurde er seiner Professur der Ästhetik und neueren Literatur enthoben, nach der Anklage im Rostocker Hochverratsprozess verbrachte er eine Zeit in Untersuchungshaft. Sein Sohn Adolf Wilbrandt (1837-1911) studierte u. a. in Rostock und promovierte dort. Später zog es den bekennenden Nationalpatrioten und Bismarck-Verehrer in den Süden Deutschlands; von 1881-87 war der Dichter und Literat Direktor des Burgtheaters in Wien, 1890 kehrte er in die Hansestadt zurück, wo er die beiden letzten Lebensjahre verbrachte. Sein Sohn Robert Wilbrandt (1875-1954) wurde Professor für Nationalökonomie in Tübingen und Dresden; der Wirtschaftswissenschaftler wurde von den Nationalsozialisten seiner Professur enthoben.

Demokratischer Revolutionär – Dichter und Nationalpatriot – Kathedersozialist, so lassen sich die drei politischen Generationen beschreiben, andere aktive Mitglieder der Familie können hier nicht behandelt werden.

Der demokratische Revolutionär: Christian L. Th. Wilbrandt (1801-1867)

Christian Wilbrandt wurde 1801 als Sohn eines Pastors in Neukirchen bei Wittenburg geboren. Er besuchte das Gymnasium in Schwerin, studierte Philosophie in Berlin u. a. bei G. W. F. Hegel und wurde 1828 Lehrer an der Großen Stadtschule in Rostock. 1837 erfolgte der Ruf auf eine Professur der Ästhetik und neueren Literatur an der Universität, 1839 gründete er das Philosophisch-ästhetische Seminar. 1846/48 war er Rektor, ab 1848 Mitglied der Abgeordnetenversammlung und Vizepräsident des Landtages. Sein Sohn Adolf berichtete über diese Zeit:

„Ich weiß noch, wie ich erwachte so auf einen Schlag. Throne krachten zusammen, Völker standen auf; jede Zeitung brachte eine neue Botschaft, jede Zeitung holte ich, frisch wie sie von der Presse kam, aus der Druckerei, und wenn ich sie nach Hause zu meinem Vater brachte, hatte ich sie schon auf der Straße, in Wind und Wetter, verschlungen. Und jeder Sieg der Freiheit war

* Der Autor dankt Rita Czapka, Angela Hartwig, Christiane Michaelis, Christiane Mühlegger-Henhapel und Brigitte Rödiger für Hinweise. Im Juni 2010 konnte er Einblick in die Unterlagen von Auguste Wilbrandt-Baudius im Theaterarchiv des Burgtheaters in Wien nehmen.

mein eigener Sieg, jeder Triumph der ‚Soldateska‘ meine eigene Niederlage.“¹

Christian Wilbrandt gehörte zu einer Gruppe liberaler Demokraten, die sich am 9. März 1848 mit fast 1.000 Bürgern im Apollosaal von „Haus Sonne“ in Rostock versammelten. Sie forderten u. a. eine Aufhebung der Zensur und ein bürgerliches Parlament. Den aus freien Wahlen hervorgegangenen Landtag ließ Großherzog Friedrich Franz II. am 1. Juli 1850 auflösen, die Reaktion hatte sich durchgesetzt, sowohl die Prügel- als auch die Todesstrafe waren wieder erlaubt. Im Juli 1852 wurde er von dem Landesherren seiner Universitätspflichten entbunden, doch blieb es nicht dabei. Sein Sohn Adolf berichtete:

„Am frühen Morgen des fünften Mai 1853 (es war der Himmelfahrtstag) erwachte ich durch den Einmarsch von Polizeimannschaft, die durch mein Schlafzimmer hindurchgingen, um meinen Vater nebenan zu verhaften.“²

Vater Wilbrandt wurde im Rostocker Hochverratsprozess zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Als „*notlose Armut*“ hat der Sohn die Jugendzeit beschrieben. Von den neun Kindern gingen die meisten in die Landwirtschaft, einer wurde Arzt.

Dichter und Nationalpatriot: Adolf Wilbrandt (1837-1911)

Adolf Wilbrandt wurde in der Großen Mönchstraße 24 geboren. 1856 machte der mehrfach ausgezeichnete Schüler sein Abitur an der Großen Stadtschule. Er sei ein hübscher Junge mit langen Haaren gewesen, Theodor Fontane soll ihm sogar einen „Idealkopf“ attestiert haben.³ Obendrein ein guter Turner, der sich zeitlebens in Gymnastik übte. Später studierte er zunächst Jura in Leipzig, Rostock und Berlin. Schon bald zieht es ihn in den Süden, d. h. nach München. Dort gehörte er mit Paul Heyse (1830-1914), der 1910 als damals bekanntester deutscher Schriftsteller den Literaturnobelpreis erhielt, zu dem Münchener Dichterkreis. Sie gruppierten sich um Emanuel Geibel, einem klassizistischen Lyriker der deutschen Einigungsbestrebungen unter preußischer Führung. Geibel verfasste auch Volkslieder, u. a. „Der Mai ist gekommen“. Sie waren keine Neuerer und Umstürzler, vielmehr patriotisch gestimmt und Goethe-Verehrer. Schon 1858/59 promovierte er in Rostock zum Doktor der Philosophie, eine schriftliche Arbeit ist nicht nachweisbar.

Adolf Wilbrandt zog es nicht in die Wissenschaft, auch wenn er – wieder in München – regelmäßig die Vorlesungen Heinrich von Sybels (1817-1895), 1859 Begründer der historischen Zeitschrift (HZ), besuchte. Zwei Jahre arbeitete er als Journalist bei der damals nationalpatriotisch ausgerichteten „Süddeutschen Zeitung“ (1859-1861), als „*geistigen Wehrdienst*“ bezeichnete er seine publizistische Tätig-

¹ Zitiert nach: Victor Klemperer, Adolf Wilbrandt. Eine Studie über seine Werke, Stuttgart und Berlin 1907, 8.

² Adolf Wilbrandt, Eine Rostocker Bürgerfamilie 1848-1853, in: Kurt Batt (Hrsg.), Mecklenburg ein Lesebuch, Rostock 1977, 43.

³ Lothar Kalbe, Rostocker Wilbrandts, in: Stier und Greif 8 (1998), 10-17.

keit.⁴ Bei der Süddeutschen Zeitung soll er etliche Artikel über Mecklenburg veröffentlicht haben. „*Aus Pietät ward ich Jurist, aus Neigung Historiker, aus Patriotismus Journalist, aus Naturtrieb Poet,*“⁵ so beschrieb er seinen Werdegang. Nach den zwei Jahren bei der „Süddeutschen“ trat er für die Schleswig-Holsteinsche Frage ein und verfasste eine Broschüre, die in 130.000 Exemplaren erschien. Auf die Anfrage, warum er so spät zu dichten begann, antwortete er 1875: „[...] *vielleicht, weil ich ein Mecklenburger bin und wir langsam reisen.*“⁶ Seine schriftstellerische Laufbahn begann mit einem Text über Heinrich von Kleist; 1874 veröffentlichte Wilbrandt auf Drängen Luise Reuters den Nachlass ihres verstorbenen Mannes, des bedeutenden Dichters der Niederdeutschen Sprache Fritz Reuter (1810-1874), mit dem er verschwägert war, ihm aber nie persönlich begegnete. Obwohl Wilbrandt oft über die Mecklenburger schrieb, tat er dies nie auf Plattdeutsch.⁷

In seinen Erinnerungen „Aus der Werdezeit“ (1907) setzte er sein eigenes Erwachsenwerden und die Einigung des Reiches durch Bismarck in Beziehung zueinander: „*Des Deutschen Reiches und meine Werdezeit fallen ungefähr zusammen [...] 1871 war's [Deutschland] zum Mann geworden.*“⁸ Im gleichen Jahr erlebte er in Wien eine glänzende Aufführung seines Lustspiels „Die Vermählten“ und zog in die österreichische Hauptstadt, die 1873 eine Weltausstellung und möglicherweise ihr bestes Jahrhundert erlebte. Zwei Jahre später heiratete er die berühmte Schauspielerin Auguste Baudius, von der es hieß, sie habe die „*schönsten Augen des Burgtheaters*“. Sie lebten zunächst in Wien, Wilbrandt war aber auch häufig unterwegs. Er habe die 1870er-Jahre beherrscht, hielt der Theaterkritiker Fontane fest; 1881 ernannte man ihn zum Direktor des Burgtheaters. In einem Zeitungsartikel hieß es über ihn und seine populäre Gemahlin: „*Mit sympathischer Theilnahme verfolgte man ihr jahrelanges unruhiges Wanderleben, das sie nur zu oft von einander trennte, und die Aussicht auf ihre hoffentlich dauernde Wiedervereinigung trägt das Ihrige bei, daß man zufrieden ist mit seiner Ernennung.*“⁹ Und zu seinem Amtsantritt hieß es: „*44 Jahre alt, blonder deutscher Dichter aus Mecklenburg mit altclassischem Profil, langen Haaren, kurzer Sammet-Joppe; stolzes Selbstbewusstsein, aber weiche Seele [...]*“¹⁰ In den kommenden Jahren stand er unter Dauerbeobachtung der zahlreichen damals in Wien erscheinenden Zeitungen.

Die Meinungen über seine Tätigkeit gehen auseinander. Als sich 1885 ein Defizit einstellte und Wilbrandt Anfang 1886 zu einem zweimonatigen Urlaub in den Süden aufbrach, war von einer „*Directionskrise*“ die Rede. Seine Anhänger feierten ihn bei der Abschiedsvorstellung enthusiastisch und mit lang andauerndem Ap-

⁴ Wilbrandt als Journalist, in: Deutsche Zeitung, 1.1.1887.

⁵ Adolf Wilbrandt, Gespräche und Monologe. Sammlung vermischter Schriften, Stuttgart 1989, 4.

⁶ Ebd., 7.

⁷ Hartmut Brun, Verdienste als Reuter-Biograph, in: NdZ 2.4.1982.

⁸ Adolf Wilbrandt, Aus der Werdezeit. Erinnerungen (N.F.) (2. Aufl.), Stuttgart und Berlin 1907, 223.

⁹ Adolph Wilbrandt, Director des Burgtheaters, in: Wiener Allgemeine, 12.11.1881.

¹⁰ Wilbrandt und das Burgtheater, in: Österreichische Zeitung, 1.12.1881.

plaus, Wilbrandt ließ sich indessen nicht mehr auf der Bühne blicken.¹¹ So wird darauf hingewiesen, dass er eine Anstellung auf Lebenszeit ablehnte und auf jeden Pensionsanspruch verzichtete, um jederzeit die Möglichkeit zu haben, das Amt wieder aufzugeben. „*Was Laube durch Energie, Dingelstedt durch aristokratisches, mitunter despotisches Gehabe erzielte, hat Wilbrandt durch liebenswürdige Umgangsformen erreicht*“, sagte Glossy von ihm.¹² Eine „*durchaus passive Zeit*“ des „*nationalen Illusionismus*“ sei es gewesen, als er seine Direktionszeit antrat.¹³ „*Wilbrandts zartes Naturell*“ wird erwähnt, das „*sich den Stürmen des Theatergetriebes auf die Dauer nicht gewachsen zeigen konnte*.“ Erstmals wurde mit ihm ein Schriftsteller Burgtheaterdirektor, als ein „*„Epigone’ im edelsten Sinne des Wortes*“ dürfe er bezeichnet werden.¹⁴ Es sei eine Poeten-Direktion gewesen, „*allerdings sah die Bühne oft genug einer Bibliothek gleich*.“¹⁵ Er besaß kein Verhältnis zu den zeitgenössischen Dramatikern und griff lieber zu den Klassikern oder zu Lustspielautoren. „*Mehr Leben, mehr Bewegung, eine innigere Fühlung mit der Zeit, ihren Ideen und Hervorbringungen, ist da vonnöthen*.“ hieß es in einem der Nachrufe.¹⁶ Andere wurden deutlicher: „*So ist also Herr Wilbrandt doch endlich zu der Einsicht gekommen, daß er kein Talent zum Theaterdirector hat!*“¹⁷ Wilbrandt führte, wohl auf Betreiben der Verwaltung, das Premieren-Abonnement ein und versuchte, sein Theater mit leichter Hand zu lenken. Während seiner Direktionszeit erschienen weitere Romane, sie wurden teilweise kritisch besprochen. Zu „*Der Verwalter*“ äußerte ein Rezensent: Stünde nicht der Name Wilbrandt auf dem Titelblatt, „*man wäre sicher, eine Novelle der vielgelesenen Frau Marlitt vor sich zu haben*.“¹⁸ Auf die nachfolgende Generation wirkten er und seine Zeitgenossen verstaubt. Stefan Zweig hält in seinen Erinnerungen fest:

„Alle die Männer, die zu respektieren man uns gelehrt hatte, benahmen und gebärdeten sich respektabel. Sie trugen ihre schönen, graumelierten Bärte – Wilbrandt, Ebers, Felix Dahn, Paul Heyse, Lenbach, diese heute längst verschollenen Lieblinge jener Zeit – über poetischen Samtjacken [...]. Die neuen Dichter, Musiker, Maler aber waren alle jung; Gerhart Hauptmann, plötzlich aus völliger Namenlosigkeit aufgetaucht, beherrschte mit 30 Jahren die deutsche Bühne, Stefan George, Rainer Maria Rilke hatte mit 23 Jahren [...] literarischen Ruhm und fanatische Gefolgschaft.“¹⁹

Adolf Wilbrandt hat mehr als 40 Romane und Novellen verfasst, über zehn dramatische Dichtungen und Lustspiele, Gespräche und Monologe veröffentlicht, es er-

¹¹ Wilbrandt's Abschied, in: Illustriertes Wiener Extrablatt, 30.6.1887.

¹² Ilse Wilbrandt, Wer kennt noch Adolf Wilbrandt?, in: Die Presse, 2.9.1962.

¹³ Franz Horch, Das Burgtheater unter Heinrich Laube und Adolf Wilbrandt, Wien 1925, 73f.

¹⁴ Ebd., 86.

¹⁵ L.H-i., Adolf Wilbrandt als Burgtheater-Direktor, in: Fremden-Blatt, 26.6.1887.

¹⁶ Hugo Klein, Wilbrandt's Abschied, in: Wiener Allgemeine Zeitung, 29.6.1887.

¹⁷ Franz Hille, Der Directionswechsel im Burgtheater, in: Sc.F.C., 23.5.1887.

¹⁸ Willibald, Vom österreichischen Parnaß, in: Presse, 8.8.1884.

¹⁹ Stefan Zweig, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt a. M. 1982, 62f.

schiene einzelne Studien sowie eine Festschrift 1907 über ihn. Kein geringerer als Victor Klemperer schrieb ein Buch über seine Werke. Klemperer bekannte:

„[...] Mich reizte bei ihm bisweilen ein chauvinistischer Ausbruch, eine Überheblichkeit seines Germanentums, mich störte manchmal seine übermäßige Lehrhaftigkeit, aber immer wusste er durch wahrhafte Humanität und durch liebenswürdig humoristische Schulmeisterei zu versöhnen.“²⁰

Diese Studie mag einer der Gründe sein, dass in der Folgezeit keine Gesamtdarstellung mehr über ihn erschien, denn der später berühmte Romanist hat eine recht kritische Abhandlung verfasst. Wilbrandts Texte wurden doch für etwas leicht befunden. Die Romane seien eigentlich Theaterstücke, die einzelnen Abschnitte stellten Szenen dar, Wilbrandts Menschen seien dazu da, um erzogen, veredelt zu werden.²¹ Selbst die Dramen und Lustspiele, nach Klemperer die wichtigste Kunstform Wilbrandts, seien als dramatische Feuilletons gedacht, könnten aber nicht den Anspruch dauernden Wertes erhalten. Schließlich habe selbst Wilbrandt nicht alles im Buchhandel erscheinen lassen.²²

Trotz Adolf Wilbrandts schwärmerischer Verehrung für Reichskanzler Bismarck, den er gemeinsam mit seinem Freund, dem Maler Franz Lenbach, und Sohn Robert in Friedrichsruh besuchte, war er persönlich ein Nationalpatriot von der milden Sorte.²³ Seine Ehe mit Auguste Wilbrandt-Baudius weist sehr moderne Züge auf. „*Wir haben uns schmerzlos und freundschaftlich getrennt*“, erklärte er Klemperer.²⁴ Den Umzug nach Rostock muss Adolf Wilbrandt mit Robert alleine machen, ein weiterer Sohn war früh verstorben. Nur selten besuchte Auguste ihren Mann an der Küste, sie wohnte dann bevorzugt im Hotel. Zu seinem 70. Geburtstag schrieb sie ein eher verhaltenes Grußwort, schließlich stand die Künstlerin noch als über 90-Jährige auf der Bühne.²⁵

1904 wurde am Burgtheater sein neues Stück „Timandra“ aufgeführt und Wilbrandt dazu eingeladen. Er wohnte bei Auguste Wilbrandt-Baudius. Das Theater war trotz Maienwetters gut besucht und die nach wie vor vorhandene Wilbrandt-Gemeinde klatschte eifrig, die Kritik war weniger freundlich. „*Ach, er ist grau geworden, grau wie die Theorie, nach der er sein neuestes Trauerspiel gedichtet!*“, hieß es.²⁶ Andere Zeitungen wurden direkter: „*Daß heute noch solche Stücke ge-*

²⁰ Victor Klemperer, *Curriculum Vitae. Erinnerungen 1881-1918*, Bd. 1, Berlin 1996, 450.

²¹ Klemperer, a.a.O., 43.

²² Ebd., 154.

²³ Lenbach schrieb dazu: „*Natürlich wäre es reizend, wenn Du herüberkämost mit Roberteln. Wäre doch für Deinen Sohn ein Eindruck fürs ganze Leben, das Ungeheuer in seiner Höhle gesehen zu haben.*“ Zitiert nach: Robert Wilbrandt, *Ihr Glücklichen Augen*, Stuttgart 1947, 48.

²⁴ Klemperer, a.a.O., 463.

²⁵ Auguste Wilbrandt-Baudius, *Aus Kunst und Leben. Erinnerungsskizzen einer alten Burgschauspielerin*, Zürich 1919.

²⁶ „Timandra“ von Wilbrandt, in: *Illustriertes Wiener Extrablatt*, 1.4.1904. Diese Rezension war nicht ohne feine Ironie, immerhin berichteten Freunde, Wilbrandt sei mit leicht grünlich schimmernenden, offenbar ungeschickt gefärbten Haaren nach Wien gekommen.

*geschrieben werden, ist ein Trauerspiel für sich. Noch trauriger ist es, daß das Burgtheater derlei aufführt.*²⁷

Zu seinen Förderern gehört auch der von 1900 bis 1909 amtierende Reichskanzler und preußische Ministerpräsident Fürst von Bülow, der das Vorwort zu Wilbrandts Festschrift zum 70. Geburtstag verfasste. Anlässlich seines 100. Geburtstages 1937 fehlte es denn auch nicht an Versuchen, den Dichter für die Sache des Nationalsozialismus zu vereinnahmen.²⁸ Wilbrandt wird als „großer Sohn der Seestadt Rostock“ und als ein „Kämpfer für deutsche Art“ bezeichnet. Einen Kontrapunkt setzte allerdings der eigene Sohn, der nicht nur sein Hauptwerk mit dem Titel „Der Sozialismus“ in einem schwärmerischen Vorwort dem verehrten Vater gewidmet hatte, sondern zum Zeitpunkt des Jubiläums bereits seit vier Jahren vom Dienst suspendiert war. Gleichwohl enthält sein Artikel im „Rostocker Anzeiger“ den Hinweis auf das genannte Werk und die Widmung. Zum 100. Geburtstag wurde eine zum Gedächtnis an Adolf Wilbrandt gestiftete Bank auf der Schnickmannsbrücke eingeweiht, sowohl in Rostock als auch in Schwerin gibt es eine nach ihm benannte Straße. Auf seinem Grabstein sollen folgenden Verse gestanden haben, die allerdings auf dem Grab im Lindenpark nicht zu erkennen sind: *„Was ist Glück? Das Glück bezwingen./Daß es dir von innen lacht./Was ist Glück? Wenn kein Mißlingen/Dich auch zum Mißlung'nen macht.*“²⁹

Wie läßt sich das Verhältnis des Schriftstellers zu Mecklenburg beschreiben? „Heimath“ heißt eine von seinen Novellen. Sie handelt von einem, der in Italien gewesen und in die Vaterstadt zurückgekehrt ist. Denn darin unterscheidet sich Adolf Wilbrandt von anderen Schriftstellern aus Mecklenburg, er kehrte aus der Ferne wieder zurück. An mehr als einer Stelle werden die Tugenden seiner Landsleute besungen: *„Der Mecklenburger ist vielleicht der bescheidenste Menschenschlag auf dieser Erde; bescheiden, weil er ohne vordringende Eitelkeit, weil er einsichtig, gerecht ist.*“ Er attestiert ihm einen *„lachenden, herzlichen, goldenen Humor“* und erblickt etwa in Fritz Reuter den größten deutschen Humoristen des Jahrhunderts.³⁰

In der erwähnten Novelle „Heimath“ äußert er sich zunächst kritisch über Rostock.

„Mir waren die blauen Meere, die ernsten Flächen, die stillen, vornehmen Berge, die lichten Lüfte lieb wie Menschen geworden. Nun erwach' ich hier von meinem Traum, im nordischen ‚Idyll‘, im guten Kleinstädternest, und fühle mich ohne Menschen, ohne Luft und Licht, einsam, einsam.“³¹

Allerdings ändert sich diese Sichtweise. Die Jugendliebe taucht wieder auf und am Ende fallen Frau und Heimat sozusagen zusammen.

²⁷ Kunst und Wissenschaft, in: Deutsches Tagblatt, 7.5.1904.

²⁸ Feierstunde an Wilbrandts Grab“, in: Rostocker Anzeiger, 24.8.1937. Auch in Wien wurde im Wertheimsteinhaus eine Adolf-Wilbrandt-Gedächtnis-Ausstellung durchgeführt.

²⁹ *Ilse Wilbrandt*, a.a.O.

³⁰ *Adolf Wilbrandt*, Friedrich Hölderlin, Fritz Reuter. Zwei Biographien, Dresden 1891, 46f.

³¹ *Adolf Wilbrandt*, Heimath, in: Ders., Novellen, Berlin 1869, 176.

Zurück in Rostock schreibt er unermüdlich, abends treffen sich häufig Freunde und Verwandte bei ihm. Er wird als amüsanter Unterhalter beschrieben, der kein Aufhebens davon machte, was und ob er etwas „unter der Feder“ hatte. Der Heimkehrer wird zu einer Art Faktotum. Max Dreyer hat es folgendermaßen beschrieben.

„Dort am Rostocker Hafen lebt Adolf Wilbrandt. Er weiß warum. Und wir wissen es auch. Wo kann es bessere Spielplätze geben für Jungen und für Dichter? Auf der Schnickmannsbrücke geht er im Abenddämmer hin und her. Unter ihr glucksen und plätschern die Wellen, es ist wie auf einem Schiff, und die Fahrt ist gut.“³²

In den zeitgenössischen Lexika war Wilbrandt gut vertreten, der „Brockhaus“ von 1903 listet alle bis dahin erschienenen Werke von ihm auf. Und in den Mappen mit Gedichten aus der Sondersammlung der Universitätsbibliothek Rostock heißt es zu seiner Person: *„Berühmter Dichter und Schriftsteller, 1884 vom König von Bayern geadelt, 1887 vom Kaiser mit dem Orden der Eis. Krone ausgezeichnet.“*³³ Wilbrandt trug allerdings weder den Adelstitel noch die ihm verliehenen Orden. Nach dem Ersten Weltkrieg finden sich kaum noch Neuauflagen seiner Werke, wer heute in Rostock einen Überblick über sein Werk gewinnen möchte, muss sich in den Sonderlesesaal begeben. Kindlers Literaturlexikon erwähnt als einzige seiner vielen Schriften: *„Der Meister von Palmyra, dramatische Dichtung in fünf Aufzügen.“* Allerdings tauchen immer wieder neue Schriften des Vielschreibers auf. So etwa ein Schauspiel über den Lagebuschturm. Folgende Sage soll dahinter stehen: Als Laage und Rostock im Mittelalter miteinander verfeindet waren, rückten die Laager auf die Stadtmauer zu und trugen zur Tarnung einen Busch vor sich her. 1879 schrieb Wilbrandt das Theaterstück *„Der Thurm in der Stadtmauer“*. Der Versuch, das Schauspiel mit dem Ziel einer zusätzlichen Finanzierung der Sanierung des Turms wieder aufzuführen, scheint erfolglos geblieben zu sein.³⁴

Die Nachrufe bei seinem Tod würdigten seine Leistungen. *„Adolf Wilbrandt ist tot, er wurde 74 Jahre alt, aber wenn man es richtig sagen will, er blieb 74 Jahre jung.“*³⁵ Er starb in Rostock, an seinem Sterbelager waren Sohn Robert und dessen Gattin sowie mehrere andere Angehörige. Seine Frau traf eine Stunde nach seinem Ableben aus Wien kommend ein.³⁶ Die Beerdigung war am 13. Juni 1911. Auf dem Kranz der Stadt Rostock stand die Widmung: *„Ihrem vaterländischen Dichter, dem treuen Manne die trauernde Vaterstadt.“* Pastor Heydenreich hielt die Trauerrede, Graf Wickenburg, der zugleich namens der Grillparzer-Gesellschaft sprach, die Ab-

³² Max Dreyer, Heimat, in: Adolf Wilbrandt. Zum 24. August 1907. Von seinen Freunden, Stuttgart und Berlin 1907, 125.

³³ Ein Teil der Literatur in den Sondersammlungen geht auf „Ex legato Schackiano“ zurück.

³⁴ Ostseezeitung, 13.4.1994.

³⁵ Vossische Zeitung, 1.6.1911.

³⁶ Im April 1931 wurde das siebzigjährige Burgtheaterjubiläum von Auguste Wilbrandt-Baudius gefeiert, bei dem sie als „Großmama“ des Burgtheaters und „entzückende Patriarchin“ bezeichnet wurde.

schiedsworte.³⁷ Das Burgtheater war nicht vertreten, entsandte aber einen Kranz mit der Inschrift: „*Das k.k. Hofburgtheater seinem Adolf Wilbrandt.*“ Die national gestimmte Presse hob seine Beziehung zu Bismarck hervor. Victor Klemperer verfasste mehrere Nachrufe. „*Kein ganz Großer ist dahingegangen, aber einer der Lebenswertesten unserer deutschen Schriftsteller,*“ so war ungefähr der Grundtenor der zahlreichen Nachrufe und Meldungen.³⁸ Mit seiner Lebensfreude gewann er auch im Alter Anhänger. In einem Nachruf berichtete ein ehemaliger Rostocker Student:

„Wilbrandt war ein Grieche. Er hätte im alten Athen geboren sein sollen. Er hielt es nur deswegen im grauen, nebligen Norden aus, weil seine Phantasie seine Seele immer mit dem blauen Himmel des Südens überspannte. Sein Kult der Schönheit kannte keine Grenzen, und seine Freiheitsliebe war ganz antik. Er haßte sogar die Fessel der Kleidung. Und er pflegt mit Vorliebe, befreit von jeglicher Kleidung, zu dichten. Ganz und gar hellenistisch war seine Liebe zur Nacktheit. Er hätte sich am wohlsten gefühlt in einer Gegend, wo unter strahlender Sonne oder unter dem Schatten märchenhaft üppiger Bäume schöne Menschen in lächelnder Heiterkeit und paradiesischer Unschuld spazieren gingen. Er haßte alles Enge, Gemeine, Unfrohe, jeden Druck und jeden Zwang. Ein solcher Optimist muß seine Naivität bewahren [...]. Die Kunst, sich des Lebens zu freuen, ist heute fast vergessen. Wilbrandt war ihr letzter Großmeister.“³⁹

Er habe „*das Wort von der norddeutschen Schärfe und Herbheit gründlich widerlegt*“,⁴⁰ erwähnt wurden seine Liebenswürdigkeit und seine feminine Natur.⁴¹ Er sei auch vom Aussehen die Idealerscheinung eines Dichters gewesen. „*Man hat ihn damals als Direktor unterschätzt; und dann hat man sich nach einem gesehnt, der wie er wäre, wenn auch mehr vom Geiste seiner Zeit bewegt und geführt.*“⁴² Die Artikel in den Zeitungen wiesen aber auch die Grenzen auf. „*Ernstste Zuschauer vermissen die Sorgen, Wünsche und Gedanken der Zeit, den Ausdruck unsres sozialen Gewissens in seinen Bühnenwerken.*“⁴³

Immerhin haben zwei seiner Zitate Eingang in das Aphoristiker-Archiv gefunden: „*Von einem schnackt er, das andere tut er. Das ist ein Charakter, wenn auch kein guter.*“⁴⁴ Fast 100 Jahre nach seinem Tod sind bemerkenswerterweise zwei seiner Romane wieder aufgelegt worden. Es handelt sich zum einen um seinen Hidden-see-Roman, wohl sein letztes Werk von 1910, wobei auch ein heimatkundliches In-

³⁷ Berliner Börsen Courier, 14.11.1911 (Morgenausgabe).

³⁸ Wilbrandt, in: National Zeitung, 13.11.1911.

³⁹ Rudolf Lothar, Erinnerungen an Adolf Wilbrandt, in: Der Tag 12.6.1911.

⁴⁰ Wovon man spricht, in: Berliner Local Anzeiger, 13.6.1911.

⁴¹ Adolf Wilbrandt, in: Wiener Abendpost, 12.6.1911.

⁴² Adolf Wilbrandt, in: Der Merker, Heft 18, 2. Jahr (o.J.).

⁴³ Die Hilfe, 15.6.1911.

⁴⁴ Aphoristiker-Archiv (6.8.2012). Das zweite Zitat steht am Ende dieses Aufsatzes.

teresse eine Rolle gespielt haben mag.⁴⁵ Eine spezielle Zuneigung besteht zu dem Roman „Fridolins heimliche Ehe“. In einer Besprechung aus dem Jahr 1875 heißt es:

„Fridolin lebt in einer heimlichen Ehe, mit sich selbst, mit der in ihm wohnenden weiblichen Hälfte seines Ich. Schau um Dich, mein Sohn, spricht Fridolin, und Du wirst finden, daß jeder Mensch ein merkwürdig Gemenge männlicher und weiblicher Eigenschaften in sich trägt.“⁴⁶

In der Ankündigung zur Buchvorstellung am 22. Juni 2010 in Wien hieß es:

„Fridolins heimliche Ehe“ von Burgtheaterdirektor Adolf Wilbrandt. Wolfram Setz spricht über den ersten schwulen Roman mit Happy-End. Dass der Wiener Burgtheater-Direktor Adolf Wilbrandt den wahrscheinlich ersten „schwulen“ Roman mit Happy-End schrieb, ist hierzulande wenig bekannt. Als „Fridolins heimliche Ehe“ 1875 in Wien erschien, war der Roman sofort ein Bestseller. Im Jahr 2010 veranlasste der Verlag Männerschwarm einen Reprint dieses wenn schon nicht künstlerisch, so doch historisch beachtenswerten Textes.

Der Kathedersozialist: Robert Wilbrandt (1875-1954)

„Heute Sonntag, Mittags zwölf Uhr, wurden wir durch die glückliche Geburt eines gesunden Knaben hoch erfreut“, lautet die Geburtsanzeige.⁴⁷

Der 1875 in Wien geborene Robert August Herman Friedrich Karl Wilbrandt besuchte zunächst das Pädagogium und Gymnasium in Wien, um nach dem Umzug in Rostock an der Großen Stadtschule 1894 die Reifeprüfung abzulegen. Er studierte erst Naturwissenschaften in Tübingen, und wechselte dann zum Studium der Philosophie, Philologie und Geschichte zu wechseln. Im Sommersemester 1896 taucht sein Name im Semesterbericht der Burschenschaft Alemannia in Marburg auf. Nach einer Studienreise durch Italien und Österreich besuchte er in Berlin Seminare bei Georg Simmel, 1899 promovierte er zum Dr. phil. bei Prof. Wilhelm Dilthey mit der Dissertation „Platos Ideenlehre in der Darstellung und in der Kritik des Aristoteles“.

Ab dem Wintersemester 1899/1900 wechselte er zu den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Ab 1901 wurde er als „neuer“ Schriftsteller und Privatgelehrter geführt. Jedenfalls habilitierte er 1904 an der Universität Berlin, Gutachter waren die Professoren Gustav Schmoller und Bernhard Sehring. Nach dem Erhalt der Venia Legendi für Nationalökonomie gab er zunächst Kurse an der VHS Berlin und übernahm 1905 eine Lehrstuhlvertretung an der TH Charlottenburg. Seine Vorlesungen waren ungewöhnlich und beschäftigten sich mit moderner Stadtwirtschaft, Armut und Armenfürsorge, Sozialpolitik und Sozialismus sowie der Arbeiterfrage.

⁴⁵ *Adolf Wilbrandt*, Hiddensee (Neuaufgabe des ältesten Hiddensee-Romans von 1910 mit historischen Bildern zu den Schauplätzen), Berlin 2009.

⁴⁶ *Ekkehart*, Wiener Charakterköpfe. Adolf Wilbrandt, in: (o.O. und Angabe der Zeitung im Archiv des Burgtheaters) 5.1875.

⁴⁷ Sie findet sich in der Akte Wilbrandt-Baudius, Au. im Theaterarchiv des Burgtheaters. Dort sind auch in mehreren Ordnern Briefe bzw. Postkarten von Robert Wilbrandt an seine Mutter.

Neben einer Einführung in die Nationalökonomie führte er Übungen zu „Das Kapital“, zur Frauenarbeit und materialistischen Geschichtsauffassungen durch. Die Zueignung des Buches „Sozialismus“ schrieb er zum 70. Geburtstag seines Vaters, es wurde allerdings erst im März 1919 vollendet. Das Vorwort ist eine Liebeserklärung an den Vater, von dem er schreibt, niemand habe die Sozialisten „so rein und ehrlich gehasst wie du“.⁴⁸ Sein Anliegen schildert Robert Wilbrandt dahingehend, dass er das Recht des Deutschen Volkes und das Recht des Sozialismus zusammenbringen wolle.⁴⁹

Nach seiner Berufung in Tübingen hält er dort seine Antrittsrede über „Karl Marx (Die Geschichte seiner Weltanschauung)“. Schon im Juni 1911 kam es zu einem Schriftwechsel zwischen dem Württembergischen Kultusminister und dem Kanzler der Universität über unerwünschtes öffentliches Auftreten Wilbrandts. Dieser hatte sich in zwei Berliner Zeitungen zur Sozialdemokratie bekannt. Möglicherweise nicht ungern beurlaubte man ihn im Wintersemester 1911/12 zum Zweck einer Studienreise um die Welt. Obwohl Wilbrandt als „*staatsgefährlich*“ galt, erhielt er von Ministerialdirektor Friedrich Althoff die Dotation für eine Weltreise, die ihn in die USA und nach Asien führte.

Robert Wilbrandts Weg zur Sozialdemokratie geht nicht zwingend aus seinem Lebenslauf hervor. Schon im August 1914 wurde er als Vizefeldwebel zum Landsturm eingezogen, er kam zunächst in Belgien und Frankreich zum Einsatz. 1916 wurde er dann zum stellvertretenden Generalstab in Berlin zur Sektion Kriegswirtschaftliche Informationen abkommandiert, wurde aber wieder an die Front geschickt und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

1908 wurde Wilbrandt auf einen Lehrstuhl für Nationalökonomie nach Tübingen berufen. An der Universität engagierte er sich u. a. für ein Grundstudium von vier bis fünf Semestern mit einer abschließenden berufsqualifizierenden (!) Zwischenprüfung, er setzte sich für die Einrichtung eines Kommunalseminars ein sowie für eine wirtschaftsgeografisch ausgerichtete Auslandskunde, besonders mit Hinblick auf Südostasien. Eine Geschichte der Fakultät verweist darauf, dass er sowohl dem Kathedersozialismus als auch dem sog. „nationalen Sozialismus“ nahe stand. Er war für einen Marxismus auf nationaler Basis, womit er in einen Gegensatz zum Internationalismus geriet. Durch die Einführung von Konsumgenossenschaften wollte er die Situation der Arbeiterklasse verbessern. Die Forderung Max Webers nach Werturteilsfreiheit in der Wissenschaft lehnte er ab und plädierte für eine Verknüpfung von Theorie und Geschichte.⁵⁰

Nach dem Krieg gehörte er der Sozialisierungskommission in Berlin an und kehrte erst 1919 nach Tübingen zurück, um seinen Lehrstuhlverpflichtungen nach-

⁴⁸ Robert Wilbrandt, Sozialismus, Jena 1919, 5.

⁴⁹ Weitere Bücher von Robert Wilbrandt, Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus, Leipzig 1906, und Ders., Die Entwicklungslinie des Sozialismus, Leipzig 1925.

⁵⁰ Helmut Marcon/Heinrich Strecker (Hrsg.), 200 Jahre Wirtschafts- und Staatswissenschaften an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Leben und Werk der Professoren, 2 Bde. Stuttgart 2004, Bd. 2, 38.

zukommen. Gerne hielt er den Kontakt nach Wien, wo er beispielsweise 1929 drei einstündige Vorträge über „Die deutsche Volkswirtschaft in ihrer Weltverflechtung“ zusagte. 1925 kam es zu einem Eklat. Der bekannte Pazifist Emil Julius Gumbel wollte auf Einladung der „Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Akademiker“ einen Vortrag an der Universität Tübingen halten. Da Störungen und Auseinandersetzungen erwartet wurden, verlegte man ihn in das Lokal „Zur Krone“ in Lustnau. Wilbrandt war an der Durchführung der Veranstaltung gar nicht beteiligt. Als es aber zu einer Schlägerei zwischen Studenten, Reichsbannerleuten, der Polizei, der Lustnauer Feuerwehr und Bürgern kam, versuchte er zu vermitteln. Deswegen wurde er auch von der Universitätsleitung in den Rang eines Rädelsführers gerückt und sogar ein Disziplinarverfahren gegen ihn erwogen. Bei den meisten Universitätskollegen und den studentischen Korporationen galt er als persona non grata. Diese Isolierung wird als Hauptgrund für seinen Wechsel an die TH Dresden angesehen.⁵¹ Der Rektor teilte ihm die Ernennung zum ordentlichen Professor der Staatswissenschaften in der Kulturwissenschaftlichen Abteilung der Technischen Hochschule ab dem 1. Oktober 1929 mit.⁵² Sie war in jeder Hinsicht folgenreich.

Als 1933/34 die Gleichschaltung erfolgte und namhafte Hochschullehrer auf der Grundlage des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ entlassen und Repressalien ausgesetzt waren, befinden sich unter ihnen der Romanist Victor Klemperer (1881-1960) und Robert Wilbrandt. Und wie sah der Nationalökonom selbst diese Entwicklung? Bemerkenswert positiv, wie es sich für unverbesserliche Optimisten gehört: *„Denn jener Gumbelskandal hat 1933 meine Entlassung und damit ein Landleben ohne Pflichten, daher Gesundheit und Kraft, kurz Muße für jene große Arbeit gegeben.“*⁵³ In den folgenden Jahren schrieb er „Der Volkswirt als Berater der Volkswirtschaft“ und dann als Reaktion auf die Folgen des Nationalsozialismus und den Freitod des Sohnes Hellmut „Aufbruch zum Weltbundesstaat“. *„Ich schrieb und schrieb. So vergisst man alles“*, offenbart er in seinen Erinnerungen (S. 348). Das Buch endet mit dem Goethe-Zitat von den „Glücklichen Augen“.

Zusammenfassung und Ausblick

Drei Wilbrandts, das sind auch drei Stationen in der historischen Entwicklung des deutschen Bürgertums mit seinen Höhenflügen und – in ihrem Fall – mit vergleichsweise geringen Verfehlungen. Von den drei hier Geschilderten hat Adolf die größte Bekanntheit erlangt. Er gehört zu den ganz wenigen Schriftstellern, die wieder in den Nordosten zogen. Uwe Johnson, Wolfgang Köppen, Hans Werner Richter und andere sind erst als „tote Dichter“ zurückgekehrt, nachdem Literaturhäuser und

⁵¹ Ebd., 39.

⁵² Mit Brief vom 25.4.1929. Er findet sich in der Akte Wilbrandt-Baudius, Au. im Theaterarchiv in Wien.

⁵³ Robert Wilbrandt, *Ihr Glücklichen Augen. Lebenserinnerungen*, Stuttgart 1947, 278f.

Museen für sie eingerichtet wurden. Insofern bildet Wilbrandt eine Ausnahme. Allerdings: „*Er wohnte nun in Rostock, doch er lebte und wirkte weiter in Wien.*“⁵⁴

Die drei weisen Gemeinsamkeiten auf: Einmal die enorme Bedeutung der Bildung, die von einem auf den anderen weitergegeben wurde. Eine weitere war die Ablehnung des Naturalismus, die Robert Wilbrandt „kritiklos“, wie er selber schreibt, von seinen Eltern übernahm, und ein leicht übersteigter Idealismus. Hinzu tritt der Versuch, zumindest der beiden Letzten in der Reihe, das nordische Ich durch den Süden zu ergänzen. Dieser Vorgang ist von den Gebrüdern Mann eindrucksvoll und zeitlos beschrieben worden, bei Wilbrandt wirkt dies aufgrund einer klassizistischen Überlagerung weniger überzeugend. Übrigens waren und sind sie mit dieser Haltung nicht allein. Der Literat und Privatsammler Graf Adolf Friedrich von Schack aus Schwerin (1815-1894) war ein prominenter Vorreiter. Wer die Bilderwelt Adolf Wilbrandts und seinen Freundeskreis ergründen möchte, dem sei ein Besuch in der Schack-Galerie, dem Lenbach-Haus oder der Villa Stuck in München anempfohlen. Doch kehrten die Wilbrandts wieder in die Provinz zurück. Christian starb in Bad Doberan, Adolf in Rostock und Robert in Marquartstein/Bayern („In den Süden und zu herrlichem Alter“). Und alle vermittelten am Ende den Eindruck, die selbst gestellte Bildungs- und Lebensaufgabe erfüllt zu haben. Zumindest in den von ihnen zahlreich verfassten Texten symbolisieren sie ein gespanntes Leben.

In mehr als einer Hinsicht folgten die drei einem ab und an noch zitierten Satz von Adolf Wilbrandt: „*Begeisterung ist alles! Gib einem Menschen alle Gaben dieser Erde und nimm ihm die Fähigkeit zur Begeisterung und du verdammt ihn zum ewigen Tod.*“⁵⁵

⁵⁴ So Robert Wilbrandt in seinen Erinnerungen, a.a.O., 33.

⁵⁵ *Adolf Wilbrandt, Fridolins heimliche Ehe* (mit einem Nachwort von James Steakley und Wolfram Setz), Hamburg 2010, 142.

Moritz Schlick (1882-1936). Philosoph und Physiker

Von Berlin nach Zürich (1882 bis 1909)

Der am 14. April 1882 als dritter und jüngster Sohn evangelischer Eltern in Berlin geborene Friedrich Albert Moritz Schlick wuchs in einer wohlbehüteten, gutbürgerlichen Welt auf. Die weitläufige Geschichte seiner Familie reicht bis ins 17. Jahrhundert zurück. Aus der im Jahre 1927 auf Veranlassung von Schlicks Bruder Hans (1878-1941) veröffentlichten sogenannten *Stammliste des Oberharzer Geschlechtes Schlick* geht hervor, dass als dessen „Stammvater“ Johann Michael Schlick zu gelten hat, der vor 1732 als Bürger und Obersteiger in St. Andreasberg starb; als „Urheimat“ wurden das Erzgebirge oder das Vogtland vermutet.¹

Mehr als einhundert Jahre nach dem Tod von Johann Michael ließ sich dessen Ururenkel Friedrich Ernst Schlick (1817-1877) in Berlin nieder. Im Adressbuch von 1844 fand sich der Eintrag: „Schlick, F. E., Kaufmann und Hornwaarenfabrikant, Rosenthalerstr. 60“ – der Grundstein für das fast ein Jahrhundert lang existierende Familienunternehmen war gelegt. Bis zum Sommer 1877, als sein Sohn Albert die Firma übernahm, wechselte der Standort innerhalb Berlins mehrfach. Und auch das Geschäftsfeld unterlag gewissen Wandlungen: 1846 bezeichnete sich F. E. Schlick noch als „Inhaber einer Handlung überseeischer und inländischer roher Produkte für Drechsler, Kammacher, Bürstenbinder etc.“, später wurde nur noch als „Elfenbeinhandlung und Dampfschneideanstalt“ firmiert, ab 1910 mit dem Zusatz: „Spezialität Klaviatur-Beläge, Billardbälle“.

Albert Schlick (1846-1918) heiratete 1874 die aus Ranzow auf Rügen stammende Agnes Arndt (1849-1915). Im Jahr darauf wurde der erste Sohn geboren, der bereits im März 1880 starb. Hans, der zweite Sohn, kam im August 1878 zur Welt, Moritz vier Jahre später. Rückblickend auf die erste Zeit schrieb Schlick in einem seiner Lebensläufe:

„Von den Ereignissen der frühesten Kindheit ist mir sehr wenig in der Erinnerung geblieben. Während der ersten sechs Lebensjahre war ich körperlich recht gesund und auch geistig rege; doch kann ich mich nicht besinnen, irgend welche speciellen Neigungen besessen zu haben. Mit demselben Interesse, mit dem ich dem Treiben der Arbeiter in der väterlichen Fabrik zusah, wo das schöne weiße Elfenbein zerschnitten und zersägt wurde, lauschte ich auch den Worten des Kinderfräuleins, das mir die Verse der Märchenbücher so oft vorlesen mußte, bis ich sie auswendig konnte. Im sechsten Jahre erkrankte ich sehr schwer an Scharlach und Diphtherie zugleich. Als ich end-

¹ Zur Geschichte der Familie und zu der nachfolgenden Darstellung der Kinder- und Jugendjahre siehe weiterführend Mathias Iven, Moritz Schlick. Die frühen Jahre (1882-1907). Berlin 2008.

lich wiederhergestellt war, hatte doch meine Konstitution einen recht schweren Stoß erlitten, an dessen Folgen ich noch heute zu leiden habe.“²

Schlicks Einschulung fiel in das Dreikaiserjahr 1888. Drei Jahre lang besuchte er das in Berlin-Mitte gelegene *Königstädtische Gymnasium*. Das erste Zeugnis bescheinigte ihm ein „lobenswertes Betragen“ und wies ihn unter seinen 28 Mitschülern als Klassenbesten aus. 1891 – der Vater hatte ein Grundstück erworben und mit dem Bau eines größeren Fabrikgebäudes begonnen – zog die Familie in die Kreuzberger Oranienstraße. Ein Schulwechsel wurde unumgänglich und Schlick wurde Schüler des *Luisenstädtischen Realgymnasiums*. Anfangs fiel ihm auch hier, dieses Mal unter 50 Schülern, der 1. Platz zu. Es blieb jedoch nicht dabei. Seine krankheitsbedingte körperliche Schwäche hielt ihn vom regelmäßigen Schulbesuch fern. Im Frühjahr 1900 schrieb er:

„Ich war blutarm, litt an Kopfschmerzen und Mattigkeit und mußte sehr oft den Unterricht versäumen [...] vom Turnen, Singen und Zeichnen war ich meist dispensiert. Trotzdem sehr viel für meine Gesundheit gethan wurde, trotz der Badereisen, die jährlich ein- oder zweimal unternommen wurden, und deren jede vier bis sieben Wochen dauerte, besserte sich mein Zustand anfangs nicht, besonders hatte ich unter Kopfschmerzen zu leiden, die oft in die fürchterlichste Migräne ausarteten.“³

In seiner freien Zeit begann Schlick mit dem Klavierspiel, fand den Weg zur Malerei, Literatur und Wissenschaft.

„Ich las allerlei und machte mich besonders über die paar Tropfen Wissenschaft her, die ich aus mir zugänglichen Büchern herauspressen konnte. Allein die rein passive Thätigkeit befriedigte mich nicht recht, denn ich wollte durch die Beschäftigung nicht bloß unterhalten sein, sondern hätte auch gern etwas Greifbares zu stande gebracht. So baute ich allerhand physikalische, besonders elektrische Apparate, doch meist nahm ich sie wieder auseinander, ehe sie noch fertig geworden, um dann das Material zu neuen Zusammenstellungen zu verwenden. [...] Von den Wissenschaften zogen mich stets Mathematik und Physik am meisten an [...] Vor allem interessierte mich die Mechanik“.⁴

Im September 1900 wurde ihm von der *Königlichen Prüfungskommission* die Reife bescheinigt. Er verließ unter Befreiung von der mündlichen Prüfung und Zuerkennung einer Prämie (dabei handelte es sich um ein Exemplar von Ernst Machs *Mechanik*, die 1897 in dritter Auflage erschienen war) das *Luisenstädtische Realgymnasium* und immatrikulierte sich am 17. Oktober 1900 an der Philosophischen Fakultät der *Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*.

² Moritz Schlick, [Curriculum vitae], Bl. 1/2 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 82, C.1a).

³ Vgl. ebd., Bl. 2–4.

⁴ Ebd., Bl. 4 und 6.

Moritz Schlick belegte Lehrveranstaltungen zur Physik und Mathematik und beschäftigte sich mit Chemie und Philosophie. Seine Wahl begründete er Jahre später folgendermaßen:

„Was mich zum Studium der Physik trieb [...] war also niemals das Interesse am einzelnen Faktum, am einzelnen Gesetz, niemals die Freude am Registrieren und sorgfältigen Festhalten der Naturerscheinungen, sondern dies alles war immer nur Mittel zum Zweck [...] Mit einem Wort, ich wandte mich der Physik aus philosophischem Bedürfnis und in philosophischem Geiste zu.“⁵

Von Berlin aus ging er für je ein Semester an die Universitäten Heidelberg (1901) und Lausanne (1902). Am 20. Mai 1904 wurde Schlick schließlich mit einer dem Gebiet der klassischen Strahlenoptik zuzurechnenden Arbeit unter dem Titel *Über die Reflexion des Lichtes in einer inhomogenen Schicht* von seinem Lehrer Max Planck (1858-1947), einem der Begründer der Quantentheorie, promoviert.⁶

Ab dem Herbst 1904 setzte Schlick seine Studien noch fast ein Jahr lang am Physikalischen Institut der Universität Göttingen fort. Mit der von ihm bis dato vernachlässigten experimentellen Arbeit hatte er jedoch nur wenig Glück:

„Denn im Laboratorium herrscht der Kampf mit der Tücke des Objekts. [...] Ausser dem Verständnis für das Technische, welches ich besaß, bedarf es auch beträchtlicher Geschicklichkeit, die mir schon mehr mangelte, und besonders einer unerschütterlichen Geduld, an der es mir gar sehr fehlte. Wochenlang auf die Fertigstellung irgend eines Apparatteiles durch eine säumige Firma warten zu müssen, erschien mir unerträglich, und ich floh aus dem Laboratorium in meine philosophische Studierstube und ins Freie. [...] da sowohl meine nicht besonders feste Gesundheit wie meine Neigung zur Beschaulichkeit der intensiven Anspannung aller Arbeitskräfte im Wege standen, so musste ich alle wesentlichen Energien auf das eigentliche Ziel, die Philosophie, konzentrieren, und die Naturwissenschaft musste zurücktreten.“⁷

Schlick ging zunächst nach Heidelberg (später zurück nach Berlin) und nahm sich seine bereits einige Jahre zurückliegenden Aufzeichnungen wieder vor. Er beabsichtigte, zunächst etwas für die philosophische Zunft *Vorzeigbares* zu produzieren. So entstand sein im Herbst 1907 bei C. H. Beck in München veröffentlichtes erstes Buch *Lebensweisheit. Versuch einer Glückseligkeitslehre*.⁸

„Das Buch stellt“, so beschrieb er es selbst, „den Versuch der Begründung eines individuellen Eudämonismus dar. Es fasst alles Handeln auf als ein Reagieren auf die Reizung gewisser im Menschen vorhandener angelegter Trie-

⁵ Moritz Schlick, [Autobiographie], Bl. 6 (ebd., Inv.-Nr. 82, C.2a).

⁶ Moritz Schlick, *Über die Reflexion des Lichtes in einer inhomogenen Schicht*, in: Fynn Ole Engler/Matthias Neuber (Hrsg.), Moritz Schlick. Kritische Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 2. Wien/New York 2006 [= MSGA I/2].

⁷ Moritz Schlick, [Autobiographie], Bl. 8.

⁸ Moritz Schlick, *Lebensweisheit*, in: Mathias Iven (Hrsg.), Moritz Schlick. Kritische Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 3. Wien/New York 2006 [= MSGA I/3].

be und sucht zu zeigen, dass im Leben des Individuums und der Gattung jene Triebe sich so gestalten müssen, daß ‚sittliches‘ und glückbringendes Handeln zusammenfällt. Auf diese Weise entwickelt es in Form einer Güterlehre einen besonderen Begriff der höchsten Sittlichkeit gegenüber manchen überlieferten Wertungen.“

Zu Schlicks Lebzeiten erlebte sein Erstlingswerk nur eine Auflage. Vor allem die *„naive selbstkonstruierte Psychologie, die Stillosigkeit der Darstellung“*, aber auch *„die Primitivität, Banalität und Grobschlächtigkeit vieler Gedanken, die zudem, wenn auch selbstgefunden, so doch meist nicht neu waren“*, ließen die *Lebensweisheit* für Schlick als Ganzes zwar *„verfehlt“* erscheinen, jedoch fühlte er sich niemals genötigt, *„den wesentlichen Kern“*, *„das Fundamentale seines Standpunktes“* aufzugeben.⁹

Noch bevor die *Lebensweisheit* erschien, heiratete Schlick. In Heidelberg hatte er Blanche Guy Hardy (1879-1964) kennengelernt, die einer in Ashburnham (Massachusetts) ansässigen Pfarrersfamilie entstammte. Anfang 1905 kam sie aus den USA nach Heidelberg, um an einem privaten Sprachinstitut ihre Deutschkenntnisse zu vertiefen. Bereits kurz nach ihrer Ankunft lernten sich die beiden kennen. Die Hochzeit fand im Oktober 1907 in Ashburnham statt.

Nach den Flitterwochen ließ sich das Paar zunächst in Zürich nieder. Einerseits gab es für die Wahl des Ortes nach Schlicks eigenem Bekunden einen eher profanen Grund: Es *„waren nur Gründe der Landschaft maßgebend“*. Andererseits jedoch wollte er an seine früheren Studien anknüpfen:

„Meine Beschäftigung galt hier hauptsächlich dem Studium der Psychologie, dessen Notwendigkeit ich so deutlich empfunden hatte. Ich hörte einige Vorlesungen an der Universität, und verdanke besonders der persönlichen Freundlichkeit Gustav Störings viele Anregungen; in der Hauptsache aber benutzte ich die grossen und kleinen Lehrbücher der Psychologie. Dabei stimmte die übergroße Verschiedenheit der Ergebnisse und Methoden, die sich bei vergleichender Lektüre der Standardwerke aufdrängte, den Leser oft nachdenklich und gab den Anstoß zur Ausbildung bestimmter Überzeugungen von der Rolle und Brauchbarkeit der Begriffe verschiedener Wissenschaftsklassen zur Bezeichnung der Wirklichkeit.“¹⁰

Schlicks Interesse an einer Philosophie, die das methodische Arbeiten in den empirischen Einzelwissenschaften in den Mittelpunkt rückte und das Zustandekommen des wissenschaftlichen Wissens kritisch reflektierte, war geweckt. Die Ergebnisse seiner in Zürich begonnenen Überlegungen sollten Eingang in zwei grundlegende Werke finden, die Schlick während der nun folgenden, von einer hohen Arbeitsintensität bestimmten Rostocker Jahre verfasste.

⁹ Moritz Schlick, [Autobiographie], Bl. 9.

¹⁰ Ebd., Bl. 9/10.

Rostock (1910 bis 1921)

Nach der Geburt des Sohnes Albert (1909-1999) und gescheiterten Habilitationsversuchen in Zürich, Kiel und Gießen eröffnete sich für Schlick in Rostock die Möglichkeit zum Einstieg in eine akademische Karriere.¹¹ Bereits im Juni 1910 begannen die Vorbereitungen für den Umzug. In den darauffolgenden Wochen wurde das in Bahnhofsnähe und unmittelbarer Nachbarschaft zum Wasserturm gelegene Haus in der Orleansstraße (heute Dehmelstraße) renoviert. Zum Herbst 1910 übersiedelten die Schlicks, die zwischenzeitlich ein halbes Jahr in Berlin gewohnt hatten, schließlich nach Rostock. In einem Brief an den Vater schrieb Schlick Anfang November resümierend: *„Hier sind wir jetzt fast ganz in Ordnung. Der Wäscheschrank ist vor einigen Tagen gekommen. Nur in Blanche's Zimmer fehlen noch die Gardinen.“*¹²

Selbst die akademischen Angelegenheiten hatten sich inzwischen zum Guten gewandt. So ließ Franz Erhardt (1864-1930),¹³ seit 1899 Ordinarius für Philosophie an der Universität Rostock, Schlick schon Ende Juni 1910 wissen: *„Was Sie mir über Ihren philosophischen Standpunkt schreiben, beweist eine so erfreuliche Übereinstimmung unserer Ansichten, daß ich in diesem Punkte gegen Ihre Habilitation an unserer Universität nicht die mindesten Bedenken habe.“*¹⁴ Und in Bezug auf einen weiteren Bewerber – den aus Prag stammenden Philosophen und Psychologen Emil Utitz (1883-1956)¹⁵ – fügte Erhardt noch hinzu:

„Seit Menschengedenken hat es hier einen Privatdozenten der Philosophie nicht gegeben; wenn nun jetzt gleich zwei kämen, so könnte das bei dem einen oder dem andern Bedenken erregen. Sie brauchen sich dadurch aber nicht abhalten zu lassen nach Rostock zu kommen und hier die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Aussichtslos erscheint mir die Sache jedenfalls nicht.“¹⁶

¹¹ Siehe dazu auch den online-Eintrag im *Catalogus Professorum Rostochiensium* (mit einem kommentierten Anhang: Autobiographische Aufzeichnungen, einer Übersicht zu den Lehrveranstaltungen und einer Bibliographie). Universität Rostock 2007.

¹² Moritz Schlick an Albert Schlick, 7. November 1910 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 128).

¹³ Weiterführend dazu der online-Eintrag im *Catalogus Professorum Rostochiensium* (mit Materialien zur Biographie, dem Briefwechsel zwischen Erhardt und Schlick aus dem Jahre 1910, einer Übersicht zu den Lehrveranstaltungen sowie einer Bibliographie). Universität Rostock 2008.

¹⁴ Franz Erhardt an Moritz Schlick, 26. Juni 1910 (ebd., Inv.-Nr. 97/Erh-1).

¹⁵ Dazu *Mathias Iven*, Moritz Schlick und Emil Utitz. Projekte zur Geschichte der Philosophie an der Universität Rostock von 1898 bis 1948, in: *Traditio et Innovatio*. Forschungsmagazin der Universität Rostock, 15. Jg. 2010, H. 2, S. 66-68, sowie der online-Eintrag im *Catalogus Professorum Rostochiensium* (mit Daten zur Biographie, einer Übersicht zu den Lehrveranstaltungen sowie einer Bibliographie). Universität Rostock 2008.

¹⁶ Franz Erhardt an Moritz Schlick, 26. Juni 1910 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 97/Erh-1).

Schlick reichte daraufhin im Februar 1911 seinen Aufsatz „Das Wesen der Wahrheit nach der modernen Logik“¹⁷ als Habilitationsschrift ein. Am 16. Mai wurde das Habilitations-Kolloquium abgehalten. Vor allem Erhardt war von den wissenschaftlichen Fähigkeiten Schlicks angetan und prophezeite in seiner Beurteilung, „daß von Herrn Dr. Schlick auch für die Zukunft gediegene Arbeiten erwartet werden können“.¹⁸ Vier Wochen später erteilte das Großherzogliche Ministerium in Schwerin Schlick die *venia legendi* und am 29. Juni hielt er in der Aula der Rostocker Alma Mater seine Antrittsvorlesung unter dem Titel „Die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart“. Diese begann mit den Worten:

„Es scheint in der Gegenwart zuweilen noch Leute zu geben, die im Ernst daran zweifeln, daß die Philosophie in unserer Zeit überhaupt eine Aufgabe zu erfüllen habe. Denn man hört öfters die Meinung aussprechen – manchmal sogar von Mitgliedern philosophischer Fakultäten – als bedürften wir heutzutage der Philosophie überhaupt nicht mehr, sondern die Beantwortung aller vernünftigen wissenschaftlichen Fragen fiele den Einzelwissenschaften zu, auch derjenigen Fragen, die man sonst in das Gebiet der Philosophie zu verweisen pflegte. Die Einzelwissenschaften seien hierzu im allgemeinen imstande; und alle jene Fragen, zu deren Lösung ihre Fähigkeiten principiell versagten, seien müßig, unvernünftig und überhaupt nicht zu beantworten. Aufgaben also, zu deren Lösung allein die Philosophie berufen sei, gebe es nicht.“

Schlick führte solch eine Ansicht in erster Linie auf „die verwegenen idealistischen Gedankenbauten“ Hegels, Fichtes und Schellings in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück, „die das Ärgernis erregten und den philosophischen Geist in Miskredit brachten“. Diese, so Schlick weiter, seien aber längst zugrunde gegangen, denn ihre

„scheinbar so glänzenden Blüten am Baume der Philosophie sind abgefallen, und es ist gar nicht zu befürchten, daß aus ihren kärglichen Früchten noch einmal wieder von gleichem Geist erfüllte Systeme zu irgend nennenswertem Leben hervorsprießen“.¹⁹

Statt dessen plädierte Schlick für die Fortführung einer *wissenschaftlichen Philosophie*, deren Ursprünge in den Werken der Neukantianer Hermann von Helmholtz (1821-1894), Oswald Külpe (1862-1915) und Alois Riehl (1844-1924), der Positivisten Richard Avenarius (1843-1896) und Ernst Mach (1838-1916) sowie der strukturellen Realisten Pierre Duhem (1861-1916) und Henri Poincaré (1854-1912) lagen. Gemeinsam traten diese dafür ein, „daß aus den Einzelwissenschaften heraus

¹⁷ Moritz Schlick, Das Wesen der Wahrheit, in: Fynn Ole Engler (Hrsg.), Moritz Schlick. Kritische Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 4. Wien/New York (in Vorbereitung) [= MSGA I/4].

¹⁸ Moritz Schlick, Habilitationsakte, Universitätsarchiv Rostock (UAR, PD 55/1.0).

¹⁹ Moritz Schlick, Die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart, Bl. 1 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 1, A.2a).

*ein neuer philosophischer Geist zum Durchbruch kam, der mit aller Gewalt auf die großen Fragen wieder hindrängte“.*²⁰

Diese „großen Fragen“ stellten sich für Schlick vor allem im Rahmen der Erkenntnistheorie. Sie resultierten einerseits aus der Begründung der Relativitäts- und Quantentheorie und der sich daraus ergebenden revolutionären Umbrüche des physikalischen Weltbildes am Anfang des 20. Jahrhunderts. Andererseits lagen ihnen aber auch fundamentale Probleme der Logik und Mathematik sowie die methodischen Herausforderungen der experimentellen Psychologie zugrunde. Eine der vorherrschenden Aufgabenstellungen der Philosophie bestand für Schlick demnach darin, zu einer erkenntnistheoretischen Klärung der neugewonnenen Resultate der empirischen Einzelwissenschaften zu gelangen. Darauf bezogen kennzeichnete er die Situation zu Beginn seiner Rostocker Zeit wie folgt:

„Freilich herrscht doch noch eine große Gährung in den erkenntnistheoretischen Bewegungen der Gegenwart, und über gewisse Fragen wird äußerst lebhaft gestritten; diese widerstrebenden Meinungen zu vereinen und die unhaltbaren auszuschalten, ist eine der dringendsten Aufgaben der Philosophie der Gegenwart, eine Aufgabe, von der wir, wie ich glaube, mit Grund hoffen dürfen, daß sie in nicht zu ferner Zeit ihrer Lösung ein gutes Stück näher gebracht werden wird.“²¹

Im Wintersemester 1911/12 bot Schlick seine ersten Lehrveranstaltungen an. Die am Ende seiner Antrittsvorlesung formulierte Absicht aufgreifend, überschrieb er seine erste große Rostocker Vorlesung mit dem Titel „Grundzüge der Erkenntnislehre und Logik“. Diese Vorlesung stellte gleichfalls die umfangreichste Vorarbeit für sein nur wenige Jahre später publiziertes Hauptwerk, die *Allgemeine Erkenntnislehre*, dar. Gleich zu Beginn der Vorlesung hieß es:

„Nur wenn man sich die Schwierigkeit der Fragen richtig klar macht, wird man soviel Kraft auf die Untersuchung verwenden, als zu ihrer Lösung ausreicht. Nur so auch erwacht in uns der wahre kritische Geist, der die allererste Vorbedingung für jede *wissenschaftliche* Philosophie ist und ohne den weiter nichts herauskommt als bloßes Phantasieren, das ja eine Zeitlang als ergötzliches Blendwerk gefallen mag, dem aber ein bleibender Wert für die Wissenschaft, ein *Wahrheitswert*, überhaupt nicht zukommt.“²²

Unter diesen Voraussetzungen gaben Schlicks nachfolgende Ausführungen einen breit angelegten Überblick zu den wichtigsten erkenntnistheoretischen Fragen seiner Zeit. So behandelte er beispielsweise das Problem der Erkennbarkeit der Realität, die Frage nach der richtigen wissenschaftlichen Methode und – sehr umfangreich – das Leib-Seele-Problem. Am Ende klärte er auch das Verhältnis der philosophischen Erkenntnistheorie zu den Wissenschaften:

²⁰ Ebd., Bl. 6.

²¹ Ebd., Bl. 7.

²² Moritz Schlick, Grundzüge der Erkenntnislehre und Logik, Bl. 3 (ebd., Inv.-Nr. 2, A.3a).

„Die Erkenntnistheorie scheint zwar den Einzelwissenschaften gegenüber eine äußerst strenge Richterin zu sein, sie ist eben ihrem Wesen nach *kritisch*, aber von dem, was die Wissenschaften einmal wirklich sich errungen haben, kann sie niemals etwas zerstören oder umwerfen oder ändern, sondern sie kann es im Gegenteil nur begründen und deuten, und solche Deutung ist die letzte und höchste wissenschaftliche Forderung, und durch sie allein kann unser philosophisches Bedürfnis endgültig befriedigt werden.“²³

Schlicks erste Rostocker Jahre waren bestimmt durch seine intensive Arbeit an der *Allgemeinen Erkenntnislehre*.²⁴ Daneben schrieb er eine Vielzahl von Rezensionen, die in der angesehenen *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie* erschienen, und veröffentlichte einige Aufsätze. Ablenkung vom akademischen Leben fand Schlick bei ausgiebigen Spaziergängen am Strand von Warnemünde, Ausritten in den Barnstorfer Wald oder beim Schlittschuhlaufen mit dem Sohn Albert auf den Warnow-Wiesen. Erneuten Zuwachs erhielt die Familie Schlick im Jahre 1914. Am 1. Juli konnte Schlick seinen Eltern über die Geburt der Tochter Barbara (1914-1988) berichten:

„Kleinen wurde gestern Morgen um 8 Uhr geboren, nachdem die ersten Anzeichen ihrer bevorstehenden Ankunft sich um 3 Uhr morgens eingestellt hatten. Kurz vor fünf radelte ich fort, um die Hebamme zu benachrichtigen, die dann um 6 bei uns eintraf.“²⁵

Zur Mitte des Jahres 1916 hatte Schlick die *Allgemeine Erkenntnislehre* im Wesentlichen fertiggestellt. Bis zu deren Veröffentlichung sollte aber kriegsbedingt noch einige Zeit vergehen. Erst im November 1918 erschien das Buch im Verlag von Julius Springer in Berlin (die zweite, überarbeitete Auflage lag 1925 vor). Er widmete das Buch seinem bereits am 14. Oktober 1918 verstorbenen Vater nachträglich zu dessen 70. Geburtstag. Als Schlick endlich das erste Exemplar in den Händen hielt, befand er sich kriegsbedingt in Berlin.²⁶

Nachdem er anfangs immer wieder zurückgestellt worden war, wurde er schließlich im März 1917 zur *Flugzeugmeisterei, Kommandantur Adlershof-Johannisthal, Abteilung D* einberufen. Schlick versuchte, sich mit der Situation so gut es ging zu arrangieren: „*halb Soldat, aber doch in Zivil, halb Flieger, aber doch auf der Erde, halb Arbeiter, aber doch zu gelehrt für einen gewöhnlichen Arbeitsmann*“, war er in der Physikalischen Abteilung mit Versuchen befasst, denen er „*weniger rein wissenschaftliches als technisches Interesse*“ entgegenbrachte.²⁷

²³ Ebd., Bl. 109.

²⁴ Moritz Schlick, *Allgemeine Erkenntnislehre*, in: Hans Jürgen Wendel/Fynn Ole Engler (Hrsg.), Moritz Schlick. Kritische Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 1. Wien/New York 2011 [= MSGA I/1].

²⁵ Moritz Schlick an die Eltern, 1. Juli 1914 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 128).

²⁶ Weiterführend Mathias Iven, Moritz Schlick und der Erste Weltkrieg. Adlershof 1917/1918, in: Fynn Ole Engler/Mathias Iven (Hrsg.), Moritz Schlick. Leben, Werk und Wirkung. Berlin 2008, S. 59–90 [= Schlickiana, Bd. 1].

²⁷ Vgl. Moritz Schlick an Gerda Tardel, 6. Juni 1917 (Staatsbibliothek Berlin, Nachlass 281).

Am 9. November 1918 erreichte die Revolution Berlin. In Adlershof übernahmen revolutionäre Truppen die Kontrolle des Flugplatzgeländes. Ende des Monats – in den Betrieben streikten Tausende von Arbeitern – resümierte Schlick:

„Seit Wochen lebt man in einer Traumwelt, die zugleich schön und schrecklich ist. Für einen Philosophen eher schön, denn es geht jetzt wohl manches in Erfüllung, wonach man gestrebt hat – aber freuen kann man sich natürlich nicht, denn unablässig sitzt einem die schwarze Sorge im Nacken. Es ist schwer für mich, zu erwachen, denn meine ganze Tätigkeit jetzt gehört mit in die Traumwelt – diese ewigen kleineren Arbeiten, Geschäfte, Besorgungen, Fahrten und Gänge – mein Bruder noch nicht zurück, mein Vater für immer hinweg, der Flugplatz in voller Auflösung. Wir toben durch die Zimmer unserer Baracken, stellen alles auf den Kopf und benehmen uns wie die Kinder.“²⁸

Schlicks Militärdienst endete am 30. November. Die Kriegszeit hatte ihn verändert. Er war, so empfand es seine Frau, *„ein ganz anderer Mensch geworden“*.²⁹

Zurück in Rostock nahm Schlick seine Lehrtätigkeit sofort wieder auf. Erwähnenswert ist hier vor allem die Tatsache, dass er – ausschließlich vor Kriegsteilnehmern – im Zwischensemester 1919 das Thema „Geschichte und System der Pädagogik“ behandelte. Auch Schlick sah – zumindest in seinem Bereich – die Möglichkeiten für eine demokratische Umgestaltung. Mit der Überzeugung, dass Bildung *„der wichtigste Zweck menschlicher Betätigung“* sei,³⁰ engagierte er sich in der *Vereinigung fortschrittlich gesinnter Akademiker*, schon bald umbenannt in *Vereinigung für Hochschulreform*. Deren Ziel war es u. a., *„die Umgestaltung der Hochschule in eine der neuen Zeit entsprechende Form“* zu organisieren.³¹ Bereits 1913 war Schlick Gründungsmitglied der *Vereinigung der Privatdozenten an der Universität Rostock*.

Bei all diesen Verpflichtungen, zu denen in der Nachkriegszeit noch zahlreiche Vorträge in mecklenburgischen Volkshochschulen kamen, sehnte sich Schlick nach einer Veränderung. So hoffte er schon Ende 1917, dass sein *„Aufenthalt in Rostock nicht mehr allzu lange zu wahren braucht“*,³² und Anfang 1920 bat er Einstein, ihn am Züricher Polytechnikum zu empfehlen, um so endlich der *„Rostocker Schläfrigkeit“* zu entkommen.³³

Im Jahr darauf trat eine neue Situation ein: Nachdem Karl Jaspers (1883–1969) im Verlaufe der Berufungsverhandlungen einen Lehrstuhl an der Heidelberger Universität vorgezogen hatte, erging an Schlick am 1. Oktober 1921 der Ruf der Universität Kiel, hier zukünftig als Ordinarius und Direktor des Philosophischen Seminars

²⁸ Vgl. Moritz Schlick an Gerda Tardel, 27. November 1918 (ebd.).

²⁹ Blanche Schlick an Albert Schlick, 25. August 1918 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 128).

³⁰ Vgl. *Moritz Schlick*, Geschichte und System der Pädagogik, Bl. 1 (ebd., Inv.-Nr. 7, A.12).

³¹ Vgl. Rostocker Zeitung, 209. Jg., Nr. 130, vom 15. Mai 1919.

³² Moritz Schlick an Albert Schlick, 13. Oktober 1917 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 128).

³³ Moritz Schlick an Albert Einstein, 22. Februar 1920 (ebd., Inv.-Nr. 98/Ein-28).

zu wirken. Schlick, der sich in Kiel nur ein Zimmer zur Untermiete nahm, schien zu ahnen, dass das nur ein kurzes Zwischenspiel sein sollte, schließlich hatte Erich Becher (1882-1929) bereits im September 1921 die „*streng vertrauliche*“ Frage an ihn gerichtet, ob er „*voraussichtlich einen Ruf auf eine Wiener ordentliche Lehrkanzel annehmen*“ würde.³⁴ Und schon im Januar 1922 war endgültig klar, dass er sich der wissenschaftlichen Herausforderung stellen und nach Wien übersiedeln würde. Dabei war es vor allem der Initiative des Mathematikers Hans Hahn (1879-1934) zu verdanken, dass Schlick gegen den Widerstand des konservativen akademischen Flügels als Nachfolger des bereits 1914 verstorbenen Friedrich Jodl (1849-1914) berufen wurde.

Der Abschied fiel Schlick dennoch nicht leicht. In einem Brief an Einstein hieß es: „*Es wird mir doch recht schwer, nach Wien zu gehen, nicht nur, weil die Zukunft in Oesterreich so dunkel aussieht, sondern auch, weil ich mich zuletzt unter den Kollegen und Studenten hier überaus wohl gefühlt habe.*“³⁵

Allgemeine Erkenntnislehre und Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik

Auf knapp 350 Seiten entwickelte Moritz Schlick in den drei Teilen der 1918 in erster Auflage erschienenen *Allgemeinen Erkenntnislehre* systematisch eine an den empirischen Einzelwissenschaften, insbesondere der Physik und der Psychologie, aber auch der Mathematik und der Logik ausgerichtete wissenschaftliche Philosophie. Er setzte sich in dem Buch grundlegend mit der Frage nach dem Wesen der Erkenntnis sowie mit den Denk- und Wirklichkeitsproblemen auseinander.

Das *Erkennen* verstand Schlick als ein Zurückführen des zu Erkennenden auf etwas bereits Erkanntes. Dieses Zurückführen, das er als *Wiedererkennen* bezeichnete, liegt schon im alltäglichen Erkennen begründet, zum Beispiel wenn eine Person als ein alter Freund identifiziert und diesem der rechte Name zugeordnet wird. Im Unterschied dazu wird in den empirischen Wissenschaften das zu Erkennende unter ein allgemeines Naturgesetz subsumiert. So wird etwa durch das physikalische Urteil „Licht ist ein Schwingungsvorgang“ den beiden Begriffen „Licht“ und „Schwingungsvorgang“ ein und derselbe Gegenstand *eindeutig* zugeordnet und damit eine bestimmte wissenschaftliche Erkenntnis vollzogen. Auf diese Weise wird das Licht als Schwingungsvorgang wiedererkannt und unter die die Schwingungsvorgänge beschreibenden elektromagnetischen Gesetze klassifiziert.

Im Juni 1921 erläuterte Schlick dem bedeutenden Berliner Gestaltpsychologen Wolfgang Köhler (1887-1967) seine Auffassung der Erkenntnis näher:

„Erkenntnis im vollständigen Sinne des Wortes besteht darin, daß ein (aus möglichst wenigen Elementen aufgebautes) Zeichensystem einem Gebiet von Gegenständen zugeordnet ist. Hierzu aber sind gewisse Voraussetzungen unerläßlich: da eindeutige Zuordnung heißt, daß ‚demselben‘ Gegenstand im-

³⁴ Erich Becher an Moritz Schlick, 24. September 1921 (ebd., Inv.-Nr. 92/Bech-15).

³⁵ Moritz Schlick an Albert Einstein, 13. August 1922 (ebd., Inv.-Nr. 98/Ein-39).

mer dasselbe Zeichen entsprechen soll, so ist sie nur möglich, wenn jeder Gegenstand von allen übrigen unterschieden und jedesmal als der gleiche *wiedererkannt* wird. Also ohne Wiederfinden keine Zuordnung. Diese primitivste Art des Erkennens ergibt noch kein eigentliches *System*, sondern nur eine Menge von unabhängigen Einzelzuordnungen, es gäbe so viele Zeichen wie unterscheidbare Gegenstände, und ihre Zahl ließe sich nicht reduzieren – wenn nicht noch eine andere Bedingung erfüllt wäre. Sie besteht darin, daß die Erkenntnisgegenstände nicht von vornherein bestimmte fest abgegrenzte Einheiten sind, sondern daß es von den Umständen abhängt, welche Elemente der Erlebnismannigfaltigkeit gerade zu ‚einem‘ Gegenstande zusammengefaßt sind (hier ist es wohl, wo die *Gestalten* in erster Linie hineinspielen). Damit ist nun das gegeben, was wir als ‚Zusammenhang‘ bezeichnen: dasselbe Element kann verschiedenen Gegenständen angehören; und schließlich gelingt es bei passender Wahl des Standpunktes, in allen Gegenständen eines Gebietes *dieselben* ganz wenigen Elemente in steter Wiederholung wiederzufinden.“³⁶

Ausgehend davon stellte jedes Erkenntnisurteil für Schlick eine Tatsache, das heißt das Bestehen einer Beziehung zwischen Gegenständen (von ihm wurden auch Ereignisse, Prozesse oder Vorgänge als solche verstanden) dar. Die durch die Urteile in bestimmte Relationen zueinander gesetzten Begriffe wurden wiederum Gegenständen zugeordnet. Im Anschluss an das von dem Göttinger Mathematiker David Hilbert (1862-1943) eingeführte Verfahren wurden die grundlegenden Begriffe in den methodischen Wissenschaften dabei nach Schlick *implizit* definiert, das heißt widerspruchsfrei in Bezug auf ein festgelegtes einfaches System von Axiomen und unabhängig von der empirischen Anschauung. Mit dieser Herangehensweise vollzog Schlick in seiner *Allgemeinen Erkenntnislehre* eine strikte Unterscheidung zwischen dem begrifflich Definierten auf der einen und dem in der empirischen Anschauung Gegebenen auf der anderen Seite.

Die wesentliche Funktion der so eingeführten Begriffe bestand im Bezeichnen oder Zuordnen. Wie schon in seiner Habilitationsschrift herausgestellt, lag für Schlick das Wesen der Wahrheit in der *Eindeutigkeit der Zuordnung* begründet. Er verteidigte in diesem Sinne eine bestimmte Variante der auf den griechischen Philosophen Aristoteles zurückgehenden Korrespondenztheorie der Wahrheit, die eine Übereinstimmung zwischen unseren Aussagen und den Tatsachen der Welt behauptet.

Schlick grenzte seine Theorie der Wahrheit von pragmatischen Positionen seiner Zeit ab, die u. a. durch William James (1842-1910) und Ferdinand Canning Scott Schiller (1864-1937) prominent vertreten wurden. Nach deren Auffassung galt das

³⁶ Moritz Schlick an Wolfgang Köhler, 5. Juni 1921 (ebd., Inv.-Nr. 98/Koe-14). Weiterführend Fynn Ole Engler/Björn Henning/Karsten Böger, Transformationen der wissenschaftlichen Philosophie und ihre integrative Kraft – Wolfgang Köhler, Otto Neurath und Moritz Schlick. Berlin 2010 [= Schriftenreihe des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte, Preprint 396].

als wahr, was mit Nutzen anwendbar ist. Ausschlaggebend für die exakte wissenschaftliche Erkenntnis war aber laut Schlick vielmehr die Tatsache, dass die durch implizite Definitionen konstruierten Begriffssysteme angewandt auf die Wirklichkeit zum Auffinden wahrer Zusammenhänge von Gegenständen und gleichzeitig zur eindeutigen Bezeichnung dieser führen. Schlick vertrat somit einen *semiotischen Erkenntnisbegriff*, in dessen Kontext Begriffe als Zeichen fungieren und beim Erkenntnisvorgang als Bestandteile von Urteilen der Wirklichkeit zugeordnet werden, wobei die Urteile gleichzeitig mit den für uns erkennbaren Strukturen der Wirklichkeit, also den gesetzmäßigen Relationen zwischen Gegenständen, korrespondieren.

Beeinflusst durch die empirischen Untersuchungen der Denkpsychologie, wie sie von Gustav Störing (1860-1946), Oswald Külpe (1862-1915) und Karl Bühler (1879-1963) am Anfang des 20. Jahrhunderts durchgeführt wurden, problematisierte Schlick im Weiteren die Prozesse des Denkens im Zusammenhang mit der Erlangung von Erkenntnissen über die Wirklichkeit. Dabei ging es ihm vor allem um die Frage, ob die angestrebte Genauigkeit von deduktiven Schlussbeziehungen in den Wissenschaften überhaupt durch psychische Vorgänge des menschlichen Geistes realisiert werden kann. Er widersprach hier der phänomenologischen Analyse Edmund Husserls (1859-1938), nach der sich infolge einer Wesensschau die Gebilde einer platonischen Ideenwelt in ihrer eigentlichen Bedeutung erfassen lassen. Stattdessen wurden von Schlick empirische Bedingungen psychischer Prozesse angeführt, die es gestatten, die beim Erkenntnisvorgang für das urteilende Denken notwendigen exakten Begriffe zu fingieren. Dafür ist es vor allem erforderlich, die begriffliche Funktion der eindeutigen Zuordnung durch voneinander abgrenzbare Bewusstseinsinhalte über eine gewisse Dauer hinweg stabil zu repräsentieren. Die fundamentalen Tatsachen, die Schlick hierfür angab, sind zum einen die erlebte Zeitlichkeit der Bewusstseinsseinheit und zum anderen das Gerichtetsein von Urteilsakten auf bestimmte gestalthafte Bewusstseinsinhalte. Letztere führen zu Momenten der Diskretion. Begriffliche Diskontinuitäten lassen sich demnach auf der Basis der Kontinuität eines einheitlichen erlebten Bewusstseinsstroms nachahmen. Die wissenschaftliche Begriffsbildung kann damit durch psychische Prozesse realisiert werden.

In Bezug auf analytische Urteile, die in der fiktiven Sphäre der Begriffe verhaftet bleiben, stellte Schlick daraufhin ihre apodiktische Gewissheit auch vom Standpunkt der Erkenntnistheorie heraus, ohne einen zur damaligen Zeit weit verbreiteten Psychologismus im Sinne einer vollständigen Zurückführung von logisch-erkenntnistheoretischen Aussagen auf empirische Tatsachen zu vertreten. Im Gegensatz zu den analytischen Sätzen sind synthetische Urteile keine bloßen Identitätssetzungen von Begriffen, sondern hängen als Hypothesen von den empirischen Gegebenheiten ab. Infolge dessen sind die Wissenschaften nach Schlick berechtigt, zumindest wahrscheinliche oder wahrheitsähnliche Aussagen über die Wirklichkeit zu treffen.

Das allgemeine Wirklichkeitskriterium lag für Schlick in der *zeitlichen Bestimmtheit* der realen Gegenstände begründet. Bereits das unmittelbar Gegebene

lässt sich als wirklich existierend kennzeichnen, insofern es zum Augenblick der Gegenwart in Relation gesetzt und damit zeitlich eingeordnet werden kann. Auf diese Weise wird Verganzenem und Zukünftigem ein gemeinsamer Bezugspunkt zugeordnet. Die Bestimmung von Wirklichem hat ihr Fundament somit im subjektiv Gegebenen, verbleibt allerdings nicht in dieser Sphäre.

Gegenüber dem positivistisch-sensualistischen Standpunkt der Immanenz, zu dessen Hauptvertretern neben Richard Avenarius (1843-1896), Ernst Mach (1838-1916) und Joseph Petzoldt (1863-1929) auch Bertrand Russell (1872-1970) zu zählen ist, betonte Schlick die Erkennbarkeit von Dingen an sich. Unter dem Ding an sich verstand er dabei nicht eine im metaphysischen Sinne zu begreifende unveränderliche Trägersubstanz, sondern einen Gegenstand, dessen Wirklichkeit zwar behauptet, der aber nicht direkt durch die Sinne wahrgenommen wird. Dabei gilt, dass sowohl dem Erlebten als auch dem wissenschaftlich Erschlossenen ein Zeitpunkt in einem Bezugssystem eindeutig zugeordnet werden kann, womit schlussendlich Wirkliches in einem objektiven Sinne begrifflich bestimmbar ist. Neben der Zeitlichkeit als notwendigem Wirklichkeitskriterium ist häufig auch die Zuweisung eines bestimmten Ortes konstitutiv für die Auszeichnung von Wirklichem.

Methodisch fasste Schlick die Bestimmung von Wirklichem daraufhin unter das erkenntnistheoretisch höchst wichtige Prinzip der *raum-zeitlichen Koinzidenzen*. In der alltäglichen Erfahrung verstand er darunter das Zusammenfallen verschiedener Sinneserlebnisse, wie beispielsweise eines Tast- und Seheindrucks an einer bestimmten Stelle, was sich als entscheidend für die Auszeichnung von diskreten Gegenständen erweist. In den empirischen Wissenschaften geschieht über die Methode der Koinzidenzen gleichfalls die eindeutige Zuordnung von Messwerten zu nicht unmittelbar gegebenen Gegenständen der Wirklichkeit, wie Schlick wenig später anhand der Relativitätstheorie Albert Einsteins (1879-1955) demonstrieren konnte.³⁷

Von einem allgemeinen erkenntnistheoretischen Standpunkt aus betrachtet, existierte für Schlick eine strukturierte geist- und sprachunabhängige Wirklichkeit, die zum Teil durch die Sinne unmittelbar gegeben ist, deren weitaus größerer Teil jedoch nur indirekt, anhand der wissenschaftlichen Methoden und ihrer Instrumente zugänglich ist. Ein und dieselbe Realität ist so mit unterschiedlichen Beschreibungsweisen erfassbar. In diesem Zusammenhang stand auch Schlicks Lösung des Leib-Seele-Problems. Ähnlich den Auffassungen Ernst Machs, Alois Riehls und Wilhelm Wundts (1832-1920) vertrat er einen erkenntnistheoretischen psychophysischen Parallelismus, der besagt, dass das „Physische“ keinen Begriff für Wirkliches an sich liefert, sondern eine gewisse Art und Weise seiner Bezeichnung, nämlich die an Gesetzen orientierte, mathematisch-naturwissenschaftliche bedeutet. Im Unterschied dazu bezeichnet das „Psychische“, als eine weitere Beschreibungsweise, den Inhalt bewussten Erlebens.

³⁷ Vgl. dazu Fynn Ole Engler, Über das erkenntnistheoretische Raumproblem bei Moritz Schlick, Wilhelm Wundt und Albert Einstein, in: Moritz Schlick Studien, Bd. 1. Wien/New York 2009, 107-145.

Die zeitgenössische Kritik reagierte äußerst positiv auf das Erscheinen der *Allgemeinen Erkenntnislehre*. In den folgenden beiden Jahrzehnten wurde sie zu einem der grundlegenden erkenntnistheoretischen Texte der wissenschaftlichen Philosophie, vergleichbar mit Rudolf Carnaps (1891-1970) *Logischem Aufbau der Welt* (dessen Entstehung Schlick in den 1920er-Jahren in Wien maßgeblich begleitet hatte) und Karl Poppers (1902-1994) *Logik der Forschung*. Daneben genoss Schlicks Werk gerade unter den Naturwissenschaftlern eine außerordentliche Wertschätzung. So teilte beispielsweise Einstein Schlick im Oktober 1919 mit: „*Morgen fahre ich nach Holland fuer 2 Wochen und habe als einzige Lektüre Ihre Erkenntnistheorie mitgenommen. Dies zum Beweis dafür, wie gern ich drin lese. Auch Born liebt Ihr Buch sehr.*“³⁸

Grund für diese Beurteilung dürfte aber auch die 1917 als Aufsatz in der bekannten Zeitschrift *Die Naturwissenschaften* erschienene und wenig später in Buchform publizierte naturphilosophische Schrift *Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik* gewesen sein.³⁹ Darin hatte sich Schlick als einer der ersten Philosophen überhaupt sehr kenntnisreich mit der allgemeinen Relativitätstheorie auseinandergesetzt. Nachdem er Einstein, mit dem er seit 1915 in brieflichem Kontakt stand, das Manuskript seiner Studie zugesandt hatte, antwortete dieser ihm im Februar 1917:

„Ihre Darlegung ist von unübertrefflicher Klarheit und Übersichtlichkeit. Sie haben sich um keine Schwierigkeit herumgedrückt[,] sondern den Stier bei den Hörnern gepackt, alles Wesentliche gesagt und alles Unwesentliche weggelassen. Wer Ihre Darlegung nicht versteht, der ist überhaupt unfähig, einen derartigen Gedankengang aufzufassen. Sehr gut hat mir gefallen, dass Sie nicht a posteriori die allgemeine Relativitätstheorie als erkenntnistheoretisch *notwendig*[,] sondern nur als in höherem Masse *befriedigend* hingestellt haben. Diese Unbestechlichkeit freut mich besonders. Zu kritisieren habe ich gar nichts, sondern nur die Treffsicherheit Ihres Denkens und Ihres Wortes zu bewundern.“⁴⁰

Schlick vertrat die Auffassung, dass mit der Einsteinschen Relativitätstheorie ein radikaler Wandel in Bezug auf unsere philosophischen Auffassungen zu Raum und Zeit einherging. Zu Beginn seines Textes hieß es dahingehend:

„In unsern Tagen ist die physikalische Erkenntnis zu einer solchen Allgemeinheit ihrer letzten Prinzipien und zu einer solchen wahrhaft philosophischen Höhe ihres Standpunktes hinaufgestiegen, daß sie an Kühnheit alle bisherigen Leistungen naturwissenschaftlichen Denkens weit hinter sich läßt. Die Physik hat Gipfel erreicht, zu denen sonst nur der Erkenntnistheoretiker

³⁸ Albert Einstein an Moritz Schlick, 17. Oktober 1919 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 98/Ein-7).

³⁹ Moritz Schlick, *Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik*, in: Fynn Ole Engler/Mathias Neuber (Hrsg.), Moritz Schlick. Kritische Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 2. Wien/New York 2006 [= MSGA I/2].

⁴⁰ Albert Einstein an Moritz Schlick, 6. Februar 1917 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 98/Ein-2).

emporschaute, ohne sie jedoch immer ganz frei von metaphysischer Bewölkung zu erblicken. Der Führer, der einen gangbaren Weg zu diesen Gipfeln zeigte, ist Albert Einstein. Er reinigte durch eine erstaunlich scharfsinnige Analyse die fundamentalsten Begriffe der Naturwissenschaft von Vorurteilen, die durch all die Jahrhunderte unbemerkt geblieben waren, begründete so ganz neue Anschauungen und schuf auf ihrem Boden eine physikalische Theorie, die der Prüfung durch die Beobachtung zugänglich ist. [...] Die fundamentalsten Begriffe der Naturwissenschaften aber sind Raum und Zeit.“⁴¹

Immanuel Kant (1724-1804) hatte seinerzeit in Verbindung mit der klassischen Physik Isaac Newtons (1643-1727) behauptet, dass Raum und Zeit unveränderliche und für immer Geltung beanspruchende Anschauungsformen menschlicher Erkenntnis seien. An diese Stelle war nun – bedingt durch den empirischen Erfolg der Relativitätstheorie – die Auffassung getreten, dass der Raum und die Zeit als frei wählbare Festsetzungen (Konventionen) anzusehen sind, die *gemeinsam* mit den Naturgesetzen an der Erfahrung überprüft werden. In Bezug auf den Raum bedeutete dies, dass die Geometrie als die Lehre vom Raum zu einer Erfahrungswissenschaft geworden war. In Fortführung einiger Gedanken Hermann von Helmholtz' und Henri Poincarés konnte Schlick dementsprechend schreiben:

„So sehen wir, daß uns die Erfahrung keineswegs zwingt, bei der physikalischen Naturbeschreibung eine bestimmte, etwa die Euklidische Geometrie zu benutzen; sondern sie lehrt uns nur, welche Geometrie wir verwenden müssen, wenn wir zu den einfachsten Formeln für die Naturgesetze gelangen wollen. Hieraus folgt sofort: es hat überhaupt keinen Sinn, von einer bestimmten Geometrie ‚des Raumes‘ zu reden ohne Rücksicht auf die Physik, auf das Verhalten der Naturkörper, denn da die Erfahrung uns nur dadurch zur Wahl einer bestimmten Geometrie führt, daß sie uns zeigt, auf welche Weise das Verhalten der Körper am einfachsten formuliert werden kann, so ist es sinnlos, eine Entscheidung zu verlangen, wenn von Körpern überhaupt nicht die Rede sein soll.“⁴²

Raum und Zeit konnte somit nicht mehr für sich genommen eine objektive Realität zugesprochen werden, sondern über ihre Wirklichkeit konnte nur noch im Zusammenhang mit der Physik eine Entscheidung gefällt werden. An Einstein schrieb Schlick in diesem Sinne im Februar 1917, dass seine Ausführungen „weniger eine Darstellung der allgemeinen Relativitätstheorie selbst« seien als vielmehr „eine eingehende Erläuterung des Satzes, dass Raum und Zeit nun in der Physik alle Gegenständlichkeit eingebüsst haben“.⁴³

In den folgenden Jahren führte Schlick intensive Debatten über das philosophische Verständnis der modernen Physik. Neben Ernst Cassirer (1874-1945) und Hans

⁴¹ Moritz Schlick, Raum, und Zeit in der gegenwärtigen Physik, in: MSGA I/2, 165/166.

⁴² Ebd., 209/210.

⁴³ Moritz Schlick an Albert Einstein, 4. Februar 1917 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 98/Ein-25).

Reichenbach (1891-1953) war er dabei unbestritten der bedeutendste Verfechter der noch jungen Einsteinschen Lehre und wusste sie gegen dessen Feinde zu verteidigen. Schon bald avancierte Schlick so zu Einsteins „Hausphilosophen“. Auf der Eröffnungsveranstaltung zur Einhundertjahrfeier der ältesten deutschen interdisziplinären Wissenschaftsvereinigung, der *Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte*, im September 1922 in Leipzig konnte Schlick schließlich die von ihm vertretene Position zum Sieger in der Debatte um die Relativitätstheorie erklären. Dabei erwies sich seine Auffassung nicht nur als am besten verträglich mit der Einsteinschen Lehre, sondern war daneben attraktiv genug, um von der aufstrebenden Generation junger Quantenphysiker – auch Werner Heisenberg (1901-1976) und Wolfgang Pauli (1900-1958) waren unter den Zuhörern⁴⁴ – als philosophische Leitidee für die Konstruktion der Quantenmechanik akzeptiert zu werden.

Einen Höhepunkt der freundschaftlichen Beziehung zwischen Einstein und Schlick stellte der Besuch Einsteins in Rostock anlässlich der Fünfhundertjahrfeier der Universität im November 1919 dar. In diesem Zusammenhang wurde Einstein am 12. November⁴⁵ die einzige Ehrendoktorwürde einer deutschen Universität verliehen. Während der Feierlichkeiten logierte er im Haus der Familie Schlick. Nach seinem Besuch schrieb Einstein an Schlick:

„Mit Freude gedenke ich der rührenden Sorgfalt, mit der Sie und Ihre heilige Barbara mich während dieser Festtage gehegt und gepflegt haben. Dabei weiss ich noch, dass diese Tage mit warmen Zimmern und üppiger Schlemmerei nicht eine freundliche Geste[,] sondern eine Kraftleistung, ja eine entsagungsvolle Heldenthat bedeuten. Denn jetzt sitzen Sie wieder um den einzigen Wärme spendenden Ofen und die Hausfrau späht sorgenvoll aus nach dem Brot für die nächsten Tage und das Mehl ist bitter, ohne dass die Maus satt ist. Es waren schöne Tage, die ich bei Ihnen verbringen durfte, kaum beeinträchtigt durch den feierlichen Exzess der alma mater und die rednerischen Heldenthaten ihrer Söhne.“⁴⁶

Wien (1922 bis 1936)

In seinem ersten Wiener Semester bot Schlick neben „Übungen zur Moralphilosophie“ eine Vorlesung zu „Schopenhauer und Nietzsche“⁴⁷ sowie eine „Einführung in die Naturphilosophie“ an. Dabei stellte er der „Einführung“ eine Art „Vorrede“ vor-

⁴⁴ Näheres dazu bei: Fynn Ole Engler, Moritz Schlick und Hans Reichenbach über die Eindeutigkeit der Zuordnung, die Gründe diese aufzugeben und die heuristische Stärke eines Empirismus mit begriffskonstitutiven Prinzipien, in: Fynn Ole Engler/Mathias Iven (Hrsg.), Moritz Schlick. Leben, Werk und Wirkung [= Schlickiana, Bd. 1], Berlin 2010, 131-191.

⁴⁵ So das Datum auf der Promotionsurkunde. Die eigentlichen Feierlichkeiten anlässlich des 500-jährigen Gründungsjubiläums fanden vom 25.-27. November 1919 statt.

⁴⁶ Albert Einstein an Moritz Schlick, 21. November 1919 (ebd., Inv.-Nr. 98/Ein-8).

⁴⁷ Vgl. Moritz Schlick, Schopenhauer und Nietzsche, in: Mathias Iven (Hrsg.), Moritz Schlick. Kritische Gesamtausgabe, Abt. II, Bd. 5.1 (in Vorbereitung) [= MSGA II/5.1].

an, die – in fast autobiographischer Weise – die wesentlichsten Punkte seines Philosophierens darzustellen versuchte.⁴⁸

Schlick, der von Edgar Zilsel (1891-1944) als ein auf Ausgleich bedachter, „*zurückhaltender, jeder Art von Propaganda durchaus abgeneigter und eher beschaulicher Denker*“ beschrieben wurde,⁴⁹ äußerte sich darin u. a. zur politischen Dimension geisteswissenschaftlichen Arbeitens. So hieß es in seinem Redemanuskript: „*Die politischen Grenzen [...] bestehen nicht und bestanden nie für die geistigen Beziehungen des wissenschaftlichen und künstlerischen Austauschs, nicht für die persönlichen Herzens-Beziehungen von Forscher zu Forscher, von Lehrer zu Schüler.*“⁵⁰ Ebenso bedeutungsschwer war aber auch eine Formulierung, die bereits auf ein zentrales Anliegen des späteren Wiener Kreises verwies. Die Einheit des Wissens betonend sagte er: „*Kein Gegensatz zwischen Natur und Geist. Unterschied nur praktisch-methodisch, nicht prinzipiell im Wesen der Dinge, sondern in Betrachtungsweise gegründet. Selbst geschichtliche Vorgänge = Naturprozesse.*“⁵¹

In der geistigen Tradition von Ludwig Boltzmann (1844-1906) und Ernst Mach stehend, widmete sich Schlick ab 1922 in insgesamt sieben Veranstaltungen und einem grundlegenden, 1925 veröffentlichten Artikel⁵² den Fragen der Naturphilosophie, die er nicht etwa als eine „*Philosophie der Natur*“, sondern als die „*Philosophie der Naturwissenschaft*“ verstand. Schlicks Credo lautete: „*Fast alle Philosophie [ist] Naturphilosophie*“.⁵³

Beginnend im Wintersemester 1923/24 wurde von Schlick privatim ein wöchentliches Kolloquium zu Wittgensteins *Logisch-philosophischer Abhandlung* veranstaltet: Vorläufer der Treffen des später sogenannten *Wiener Kreises*. In den folgenden Jahren diskutierten hier u. a. Rudolf Carnap, Otto Neurath (1882-1945), Friedrich Waismann (1896-1959), Herbert Feigl (1902-1988) und Hans Hahn. Auch Viktor Kraft (1880-1975), Felix Kaufmann (1895-1945), Rozalia Rand (1903-1980) und Kurt Gödel (1906-1978) nahmen neben anderen an diesen Treffen teil, die durch eine „*offene und undogmatische Haltung bei den Diskussionen*“ geprägt waren. „*Jeder*“, so Carnap, „*war stets bereit, seine Ansichten zu überprüfen oder durch andere überprüfen zu lassen. Der gemeinsame Geist war der der Zusammenarbeit, weniger der des Wettbewerbs. Das gemeinsame Ziel war, im Ringen um Klarheit und Einsicht zusammenzuarbeiten.*“⁵⁴

Solch ein Geist der Zusammenarbeit konnte jedoch nicht verhindern, dass es zunehmend inhaltliche Divergenzen gab. Schlicks eigene Vorbehalte gegen die Bil-

⁴⁸ Vgl. Moritz Schlick, [Naturphilosophie, Vorrede], Bl. 1 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 8, A.14a).

⁴⁹ Edgar Zilsel, Moritz Schlick, in: Die Naturwissenschaften 11 (1937), 161.

⁵⁰ Moritz Schlick, [Naturphilosophie, Vorrede], Bl. 3.

⁵¹ Ebd., Bl. 4.

⁵² Vgl. Moritz Schlick, Naturphilosophie, in: Edwin Glassner/Heidi König (Hrsg.), Moritz Schlick. Kritische Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 5. Wien/New York 2012 [= MSGA I/5].

⁵³ Moritz Schlick, Naturphilosophie, Bl. 3 (Noord-Hollands Archief Haarlem/NL, Nachlass Schlick, Inv.-Nr. 161, A.121a).

⁵⁴ Rudolf Carnap, Mein Weg in die Philosophie. Stuttgart 1993, 34.

„Schule“ kamen hinzu. Vor allem grenzte er sich immer stärker von den physikalistisch-rationalistischen Bestrebungen Carnaps und Neuraths ab.

Als im November 1928 der *Verein Ernst Mach* – mit Schlick als Obmann – gegründet wurde, formulierte man als eine Zielstellung:

„Der Wiener Kreis begnügt sich nicht damit, als geschlossener Zirkel Kollektivarbeit zu leisten. Er bemüht sich auch, mit den lebendigen Bewegungen der Gegenwart Fühlung zu nehmen, soweit sie wissenschaftlicher Weltauffassung freundlich gegenüberstehen und sich von Metaphysik und Theologie abkehren.“

Und die Kampfansage des Vereins gipfelte in der Formulierung: *„Die Vertreter der wissenschaftlichen Weltauffassung [...] machen sich mit Vertrauen an die Arbeit, den metaphysischen und theologischen Schutt der Jahrtausende aus dem Wege zu räumen.“*⁵⁵

1929 – Schlick war gerade auf dem Weg zur Übernahme einer Gastprofessur in Stanford – erging ein Ruf der Bonner Universität an ihn. Nach langem Zögern entschloss er sich schließlich, in Wien zu bleiben. Der *Verein Ernst Mach* bedankte sich dafür bei ihm mit der Programmschrift *Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis*, an der federführend Hahn, Carnap und Neurath beteiligt waren.

Schlick antwortete nach seiner Rückkehr aus Amerika darauf:

„Diese Gesinnung ehrt mich und bereitet mir eine grosse Freude, die nicht einmal dadurch verringert wird, dass ich mir nur eines sehr geringen eigenen Verdienstes um die gemeinsame Arbeit bewusst bin; denn dies Verdienst besteht allein darin, dass ich mich bemühte, die Gelegenheit zum Austausch und zur Anregung der Gedanken unseres Kreises zu geben.“⁵⁶

Ludwig Wittgenstein (1889-1951) gegenüber äußerte er sich allerdings mit Blick auf den Inhalt der Programmschrift eher distanziert: *„Dass während meiner Abwesenheit meine Freunde gute Absichten in etwas unüberlegter Weise ausgeführt haben, wissen Sie. Ich hoffe aber, dass der Sache selbst dadurch kein Schaden zugefügt worden ist.“*⁵⁷ – Diese Formulierung bezog sich auch auf den erhofften Erfolg der ab Ende 1928 gemeinsam mit Philipp Frank (1884-1966) herausgegebenen Reihe *Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung*.

Der zunehmende Einfluss von Ludwig Wittgenstein, die Wende Schlicks hin zur Sprachphilosophie, scheint in erster Linie in den für die Zeitschrift *Erkenntnis* geschriebenen Beiträgen aus den dreißiger Jahren auf. Schlick schloss sich darin u. a.

⁵⁵ Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis (Hrsg. Verein Ernst Mach). Wien 1929; hier zit. nach: Der Wiener Kreis. Texte zur wissenschaftlichen Weltauffassung (Hrsg. Michael Stöltzner/Thomas Uebel). Hamburg 2006, 10 u. 26.

⁵⁶ Moritz Schlick an den Verein Ernst Mach, 15. Oktober 1929 (University of Pittsburgh, Nachlass Carnap, ASP RC 028-30-03).

⁵⁷ Moritz Schlick an Ludwig Wittgenstein, 24. Oktober 1929 (Universität Innsbruck, Brenner-Archiv, Nachlass Wittgenstein).

vorbehaltlos Wittgensteins Bestimmung der Aufgabe der Philosophie an, die von diesem in einer seiner Vorlesungen so beschrieben wurde:

„Was wir in Wirklichkeit tun, ist, daß wir unsere Begriffe in Ordnung bringen und klarstellen, was sich tatsächlich über die Welt sagen läßt. Uns ist nicht klar, was sich sagen läßt, und wir versuchen, dieses Durcheinander aufzuräumen. Diese Tätigkeit des Aufräumens, das ist die Philosophie.“⁵⁸

Und bei Schlick war in einer letzten, in den dreißiger Jahren abgefassten Selbstdarstellung dazu zu lesen:

„Die Philosophie ist keine Wissenschaft, obwohl sie alle Wissenschaften durchdringt. Während nämlich diese aus Systemen wahrer Sätze bestehen und Erkenntnis enthalten, besteht die Philosophie in der Aufsuchung des Sinnes der Sätze und schafft Verständnis, das zur Weisheit führt.“⁵⁹

In Abgrenzung zu anderen Mitgliedern des *Wiener Kreises*, vor allem aber ganz im Gegensatz zu Wittgenstein, der die Ethik dem Bereich des Unsagbaren zuordnete, festigte sich bei Schlick zu dieser Zeit auch die Ansicht, dass eine empiristische, auf einem psychologischen Fundament stehende Ethik als „Tatsachenwissenschaft“ durchaus möglich sei. Seine nicht unwesentlich von den Entwicklungen innerhalb der Psychologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts geprägte Auffassung von der Ethik als einer psychologisch begründeten Lust- und Glückseligkeitslehre fasste Schlick in den 1930 erschienenen *Fragen der Ethik* zusammen:⁶⁰ Der Empirismus führt zu dem Ergebnis, dass man nicht von absoluten Werten sprechen kann, sondern dass nur die wertenden Verhaltensweisen zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht werden können. Zwangsläufig musste das die Begründung eines neuen, auf lustvermehrenden Motiven beruhenden Eudämonismus nach sich ziehen.

Ende der zwanziger Jahre wurde Schlick zu Vorträgen nach Cambridge und Oxford eingeladen. Es folgten Einladungen der *University of Michigan* und der *University of Texas*. Im Sommersemester 1929 hielt er Vorlesungen an der *Stanford University*. 1931/32 war er als *Mills Professor of Philosophy* in Berkeley tätig. Es fand ein Kurs mit ihm am *College of the Pacific* in Stockton statt, und er reiste nach London, wo er im November 1932 am *King's College* drei Vorträge zum Thema „Form and Content“ hielt, Grundlage für ein groß angelegtes, unvollendet gebliebenes Werk.⁶¹

Wie schon zuvor in Rostock (1920 sprach er u. a. auch in Lübtheen, Dömitz und Malchow) war Schlick in Wien gleichfalls mit Vorträgen in der allgemeinen Volksbildung aktiv. So referierte er u. a. in der Wiener *Urania* und in der *Ethischen Ge-*

⁵⁸ Ludwig Wittgenstein, Vorlesungen 1930-1935. Frankfurt a.M. 1898, 43 (Eintrag 13. Oktober 1930).

⁵⁹ Moritz Schlick, Selbstdarstellung, in: Werner Ziegenfuß/Gertrud Jung, Philosophen-Lexikon. Handwörterbuch der Philosophie nach Personen, Berlin 1949/50, Bd. II, 463.

⁶⁰ Vgl. Moritz Schlick, Fragen der Ethik, in: Mathias Iven (Hrsg.), Moritz Schlick. Kritische Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 3. Wien/New York 2006 [= MSGA I/3].

⁶¹ Vgl. Moritz Schlick, Form and Content, in: Johannes Friedl/Heiner Rutte (Hrsg.), Moritz Schlick. Kritische Gesamtausgabe, Abt. II, Bd. 1.2. Wien/New York (in Vorbereitung) [= MSGA II/1.2].

meinde, zu dessen Vorstand er zählte. Einer der letzten öffentlichen Auftritte fand am 7. Februar 1936 im kleinen Festsaal der Wiener Universität statt. Im Rahmen der „Volkstümlichen Universitätsvorträge“ trug Schlick zu dem Thema „Weltall und Menscheng Geist“ vor. Da er sich in seinen letzten Jahren vorrangig mit geschichtsphilosophischen und übergreifend kulturtheoretischen Überlegungen befasste, verwunderte es nicht, dass es am Schluss dieses Vortrages hieß:

„Die wahren Gründe der Bescheidenheit und des Stolzes, der Freude und des Leides, des Wertes und Unwertes des Menschen sind nicht zu suchen in der theoretischen, erkenntnismässigen Beschaffenheit der Welt, sondern einzig und allein in der Art und Weise, wie er die Herrschaft benutzt, die ihm über seine Welt gegeben ist.“⁶²

Am Morgen des 22. Juni 1936 betrat Moritz Schlick das Gebäude der philosophischen Fakultät der Wiener Universität. Er war auf dem Weg zur letzten Vorlesung des Semesters. Schon nach wenigen Schritten brach er, getroffen von vier tödlichen Schüssen, auf den Stufen der zum Dekanat führenden Treppe zusammen. Die damals 25 Jahre alte Philosophiestudentin Hilde Spiel (1911-1990) berichtete darüber:

„Als die schreckliche Nachricht laut wurde, sah man in der Aula, auf den Gängen und Treppen der Universität Studenten, die im Augenblick zu Tränen erschüttert waren. Wer Schlick gekannt hatte, war von einer großen Traurigkeit ergriffen. Ein Lehrer von höchster Gerechtigkeit, ein Mensch von unbeschreiblicher Güte und Herzensreinheit war seinen Studenten entrissen. Nicht oft wird ein Gelehrter so sehr zum menschlichen Vorbild seiner Schüler wie Moritz Schlick. Wer seine Vorlesungen besuchte, war vom ersten Tag an tief berührt von der klaren und bescheidenen Art, mit der er vortrug, von der milden, verständnisvollen Kritik, die er an anderen Richtungen übte. Nicht allein die Ethik, welche sein Wort vermittelte, sondern vor allem anderen seine aufrichtige und integre herrliche Persönlichkeit gab den Studenten das richtige Gefühl für gut und böse.“⁶³

Die Tat des Hans Nelböck (1903-1954), ob politisch motiviert oder die Aktion eines geistesgestörten Psychopathen (als er die Schüsse abgefeuert hatte, rief er: „*So, Hund, du verfluchter, jetzt hast du es!*“),⁶⁴ erregte und entzweite die Wiener Öffentlichkeit. Verurteilten die einen den ehemaligen Studenten Schlicks, so sahen die anderen darin eine erste Tat zur „*wirklich befriedigenden Lösung der Judenfrage*“. Vor allem aber schien für jene ein Mann beseitigt worden zu sein, dessen philosophische Überlegungen „*die pure Negation*“ allen Denkens waren.⁶⁵

⁶² Vgl. *Moritz Schlick*, *Weltall und Menscheng Geist*, ebd.

⁶³ *Hilde Spiel*, *Moritz Schlick und die Studentenschaft*, in: *Neue Freie Presse* (Wien), 24. Juni 1936.

⁶⁴ Zitiert nach: *Vier Schüsse auf der Stiege*, in: *Illustrierte Kronen Zeitung* (Wien), 23. Juni 1936.

⁶⁵ Prof. Dr. Austriacus (d. i. Johann Sauter), *Der Fall des Wiener Professors Schlick – eine Mahnung zur Gewissenserforschung*, in: *Schönere Zukunft* (Wien), 12. Juli 1936.

Jahrzehnte später blickte Hilde Spiel auf das Attentat zurück und kommentierte:

„Alles Unheil, das ganze tragische Geschehen, das Wien bevorstand, warf seine Schatten voraus, als Moritz Schlick im Juni 1936 [...] von einem verblendeten Studenten ermordet wurde. Danach war alles möglich geworden. Und alles, was möglich war, trat ein.“⁶⁶

⁶⁶ *Hilde Spiel*, Glanz und Untergang. Wien 1866 bis 1938, München 1994, 160.

Harald Bollbuck

Albert Krantz und David Chytraeus Akademischer Unterricht und Historiografie zwischen Humanismus und Reformation

Die Porträtköpfe von Albert Krantz und David Chytraeus schmücken die Aula der Universität Rostock. Ihre zeitgenössische Reputation war nicht nur in einem regional begrenzten Raum außerordentlich hoch, sondern reichsweit. Krantz wurde als bedeutendster norddeutscher Geschichtsschreiber seiner Zeit angesehen, Chytraeus genoss als Kirchen- und Bildungsreformer einen guten Ruf bis an den kaiserlichen Hof in Wien. Heute sind beide weitgehend vergessen. Wer waren Albert Krantz und David Chytraeus?

Albert Krantz (um 1448-1517) – die Verortung Norddeutschlands im Frühhumanismus

Albert Krantz wurde um 1448 als Sohn eines Reeders und Kaufmanns in Hamburg geboren (Abb. 1).¹ Nach der Schulausbildung am dortigen Johanneum inskribierte er am 28. Mai 1463 an der Universität Rostock, wo er fünf Jahre später, 1468, zum Magister Artium promoviert wurde.² Unsicher ist, ob er sich anschließend als Dozent in Rostock oder im Gefolge des dänischen Königs aufhielt.³ 1481 war er auf jeden Fall wieder in Rostock, denn in diesem Jahr wählte die Artistenfakultät den *mgr. Albertus Crantz theologie formatus ac decretorum baccalarius* zu ihrem Dekan. Diese Wahl wiederholte sich noch vier Mal, im Wintersemester 1482/83 war Krantz Rektor der Universität.⁴ In dieser Funktion nahm er an der Öffnung des Grabes von Albertus Magnus in Köln teil und lernte dort den bedeutendsten deutschen Frühhumanisten, Konrad Celtis (1459-1508), kennen.⁵ Dessen darauf folgender Besuch in Rostock bleibt nur Vermutung.⁶ 1486 verließ Krantz die Universität, wurde

¹ Zu seiner Biographie vgl. *Ulrich Andermann*, Albert Krantz. Wissenschaft und Historiographie um 1500, Weimar 1999, 33-71; *Harald Bollbuck*, Geschichts- und Raummodelle bei Albert Krantz (um 1448-1517) und David Chytraeus (1530-1600). Transformation des historischen Diskurses im 16. Jahrhundert, Frankfurt a.M. u. a. 2006, 47f.

² *Adolf Hofmeister*, Die Matrikel der Universität Rostock, Bd. 1, Rostock 1889, 137; 155.

³ Die These, dass Krantz in die Gefolgschaft am dänischen Hof aufgenommen wurde, bei *Heinrich Reincke*, Albert Krantz als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, in: Festschrift der Hamburgischen Universität ihrem Ehrendoktor Herrn Bürgermeister Werner von Melle, Hamburg 1933, 111-147, hier 113. *Andermann*, Krantz (wie Anm. 1), 38 und *Manfred Grobecker*, Studien zur Geschichtsschreibung des Albert Krantz, Hamburg 1964, 673 vermuten, dass er während dieser Zeit an der Universität Rostock gelehrt habe.

⁴ *Hofmeister*, Matrikel Rostock (wie Anm. 2), Bd. 1, 177; 229.

⁵ *Andermann*, Krantz (wie Anm. 1), 37.

⁶ *Otto Karsten Krabbe*, Die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert, Rostock 1854, 256; 258.



Abb. 1: Porträt Albert Krantz, nach seinem Epitaph im Hamburger Dom, 17. Jh., aus: Nicolaus Wilckens: Leben des berühmten D. Alberti Crantzii, welchem beygefüget ist Sein Defensorium Ecclesiae, aus einem MSCto von Ao. 1514; Ingleichen Ein Heiligen-Calender, aus dem Missal desselben Crantzii, gedruckt zu Straßburg Ao. 1509, Hamburg 1722, Titelkupfer.

in Lübeck zum Syndikus ernannt und übte in Hamburg das Amt eines Ratskonsulenten aus.⁷ Krantz wurde oft mit diplomatischen Missionen im Dienst der Hanse beauftragt, die Reisen führten ihn nach Antwerpen, Paris, in den baltischen Raum nach Danzig, Riga und Dorpat sowie vermutlich an den kaiserlichen Hof nach Süddeutschland.⁸ In der Rostocker Domfehde fungierte er als hansischer Verhandlungsführer. Für diese Aufgaben war es notwendig, die Vertragssprache Latein zu beherrschen und fundierte juristische Kenntnisse zu besitzen. Zwischen Juni 1491 und Mai 1493 studierte er noch einmal. In Mainz wurde Krantz zum Doktor in kanonischem Recht und in Perugia zum Doktor der Theologie promoviert.⁹ Die darauf folgende Übernahme der Domlektur in Hamburg 1493 könnte ein Indiz sein, dass er das Studium aufnahm, um diese freiwerdende Stelle besetzen zu können.¹⁰ Eine Promotion war mit erheblichen Mühen und Kosten verbunden, die Krantz für diese mit einer Lektoralpfründe gut ausgestattete Stelle auf sich genommen haben mag. Seine Aufgabe bestand darin, den geistlichen Nachwuchs theologisch, philosophisch und kirchenrechtlich aus- und weiterzubilden. 1508 trat Albert Krantz das Amt des Domdekans an, das er bis zu seinem Tod 1517 ausübte.

⁷ Grobecker, Studien (wie Anm. 3), 2.

⁸ Ebd.; Andermann, Krantz (wie Anm. 1), 55-61. Ders., Albert Krantz. Landesgeschichtliche Bezüge eines frühen Werkes der deutschen Nationalgeschichtsschreibung. In: Franz Brendle/Dieter Mertens/Anton Schindling/Walter Ziegler (Hrsg.), Deutsche Landesgeschichtsschreibung im Zeichen des Humanismus (Contubernium, 56), Stuttgart 2001, 51-67, hier 52, vermutet, dass Krantz für die Hanse am Kaiserhof in Südwestdeutschland tätig war.

⁹ Dies ist bekannt durch eine von Krantz selbstverfasste Notiz. Eduard Meyer, Geschichte des Hamburgischen Schul- und Unterrichtswesens, Hamburg 1843, 362. Vgl. auch Andermann, Krantz (wie Anm. 1), 39.

¹⁰ Ebd., 61-71.

Der Werdegang des Gelehrten Krantz vollzog sich in traditionsverpflichteten Bahnen. Sein universitärer Bildungsweg mit den erforderlichen Abschlüssen, das Profil seiner Studien mit den Schwerpunkten Theologie und kanonisches Recht und seine Lektur am Domkapitel unterscheiden ihn von den zeitgenössischen humanistischen Wanderpoeten wie Konrad Celtis (1459-1508), Hermann von dem Busche (1468-1534) oder Ulrich von Hutten (1488-1523), die den Schwerpunkt ihrer Studien und gelehrten Beschäftigungen auf Poetik und Rhetorik legten und oft außerhalb traditioneller Institutionen wie Stiften und Universitäten lehrten.¹¹ Wie sehr ihm deren Lebensform fremd war, belegt eine Stelle in seiner Kirchengeschichte, in der es über Petrarca heißt: „Vir animo libero, quem nullis nexibus præter literarum studia uoluit obligari.“¹² Albert Krantz' Karriere ist eher mit der des Jakob Wimpfeling (1450-1528) zu vergleichen, der als langjähriger Domprediger in Speyer und Rektor der Universität Heidelberg ebenso dem universitären und kirchlichen Amt und dessen Lehrverpflichtungen verbunden blieb, aber eine humanistisch geläuterte und bereinigte Scholastik und erste nationalpatriotische Geschichtsprojekte betrieb, die traditionelle Muster mit neuen Techniken verbanden.¹³

Als Albert Krantz 1463 – mit etwa 15 Jahren – die Universität Rostock betrat, hatte die gerade erst 45 Jahre alte Hochschule bereits einige Turbulenzen durchlebt wie den Auszug aus der mit einem Interdikt belegten Stadt im Jahre 1437.¹⁴ Ein Jahr

¹¹ Unzweifelhaft strebten viele der sogenannten humanistischen Wanderpoeten in diese Institutionen, doch hielt es sie dort meist nicht lange: Celtis lehrte in 1487 in Erfurt und Leipzig, 1491/92 in Ingolstadt, dann in Wien, von dem Busche zwischen 1501 und 1506 in Rostock, Greifswald, Wittenberg und Leipzig, Hutten trat 1508/09 mit den Universitäten Greifswald und Rostock in lose Verbindung. Ihren neuen Methoden schlug Argwohn entgegen, daher organisierten sie sich in Sodalitäten (Celtis' Sodalitas Vistulana in Krakau, Rhenana in Mainz, Danubiana in Wien) oder fanden in den neugegründeten Kollegien (wie dem Collegium poetarum et mathematicorum in Wien) Unterschlupf. Vgl. *Heinrich Lutz*, Die Sodalitäten im oberdeutschen Humanismus des späten 15. und 16. Jahrhunderts, in: Wolfgang Reinhard (Hrsg.), *Humanismus im Bildungswesen des 15. und 16. Jahrhunderts*, Weinheim 1984, 45-60.

¹² „Ein Mann von freiem Geist, der an keine Verpflichtungen außer an die gelehrten Studien gebunden sein wollte.“ *Albert Krantz*, *Eccelesiastica historia sive Metropolis*, Basileae: Johannes Oporinus, 1568 [i. e. 1548], 289.

¹³ Vgl. *Dieter Mertens*, Jakob Wimpfeling (1450-1528). Pädagogischer Humanismus, in: Paul Gerhard Schmidt (Hrsg.), *Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile*, 2. veränd. Aufl. Stuttgart 2000, 35-58; *Yves Delègue*, *Théologie et poésie ou la parole de vérité. La querelle entre Jacques Locher et Jacques Wimpheling (1500- 1510)*, Paris 2008. Zu seinen Geschichtskonzeptionen vgl. *Herfried Münkler/Hans Grünberger/Kathrin Meyer*, *Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller. Italien und Deutschland*, Berlin 1998, 189f.; 217f.

¹⁴ *Marko A. Pluns*, *Die Universität Rostock 1418-1563. Eine Hochschule im Spannungsfeld zwischen Stadt, Landesherren und wendischen Hansestädten*, Köln u.a. 2007, 63f.; *Karl Koppmann*, *Geschichte der Stadt Rostock*, 1. Theil: Von der Gründung der Stadt bis zum Tode Joachim Slüters (1532), Rostock 1887, 33; Vgl. auch *Matthias Asche*, *Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der Frühen Neuzeit (1500 - 1800)* (*Contubernium*, 70), 2. Auflage, Stuttgart 2010, 34f.

nach seiner Inskription, 1464, herrschte die Pest in Rostock, sodass im Ostersemester nur 31 Immatrikulationen und keine einzige Promotion vorgenommen wurde. Im Ostersemester 1465 gab es aber schon wieder 75 Inskriptionen, 1466 sogar 106.¹⁵ Leider hat Krantz keine biographischen Selbstzeugnisse hinterlassen, sodass nichts über seine Erlebnisse an der Universität bekannt ist.

Die erhaltenen wissenschaftlichen Werke von Albert Krantz lassen auf sein Wissenschaftsverständnis und, zumindest in Teilen, auf seine Lehre schließen. Meistens gibt es wenige Anhaltspunkte, in welcher Tätigkeitsphase sie entstanden sind. Mit ihren Schwerpunkten in Theologie, Grammatik und Logik wirken sie antipodisch zur Rhetorik, Historie und Poesie, den Lieblingsthemen der Humanisten. Doch erweisen sich Stoffbehandlung und Methode als durchaus modern.

1506 wurde in Rostock seine Grammatik „Culta et succincta Grammatica“ gedruckt.¹⁶ Es ist unklar, ob sie bereits der Rostocker Universitätszeit entstammt oder späteren Datums ist. Sie fungiert als Anleitung für den Lehrer und fußt auf den Standardwerken der Zeit: der kleinen „Ars Grammatica“ des Donatus (ca. 310-380) und den umfangreicheren „Institutiones grammaticae“ des Priscianus (um 500).¹⁷ Das scholastische „Doctrinale“ des Alexander de Villa Dei (1160/70-1240/50) – ein Regelwerk im Quästionenstil, das erst allmählich durch praxisbezogenere Übungsbücher ersetzt wurde – unterzieht Krantz einer eingehenden Kritik und verschlankt die weitschweifigen Kommentare. Die spätmittelalterliche Sprachlogik findet in seiner Grammatik inhaltlich und terminologisch kaum Raum.¹⁸ Es gibt nicht die gängigen Vorausbemerkungen zum Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit oder zu den Bedingungen der Satzmodi, wie sie die modistische Grammatik schätzte. Bei Krantz steht das Erlernen von Sprachfähigkeiten im Mittelpunkt. Grammatik wird zu einem Teil der Lehre von der Rede, eine *ars dicendi*. Meist stützt er sich auf die antiken Regelwerke Donats und Priscians, doch die beste Vermittlung eines korrekten Lateins liefere die imitatio der antiken Autoritäten.¹⁹ Daher heißt es wie bei den Humanisten: *ad fontes*, zu den Quellen. Er gibt eine Reihe von Beispielen aus Vergil, Cicero, Terenz, Ovid, Statius, Caesar und Sallust. Das muss wiederum nicht gleich auf eine humanistische Einstellung deuten. Die Rückkehr zu antiken Autoritäten findet sich bei spätmittelalterlichen Erneuerern wie Alexander Hegius, dem Deventer Lehrer des Erasmus von Rotterdam, der der Sprachlogik jeden Nutzen absprach,

¹⁵ Zwischen Juli und Oktober 1464, der Sommerzeit, in der die Pest sich ausbreitete, sind auch keine Immatrikulationen mehr verzeichnet. *Hofmeister*, Matrikel Rostock (wie Anm. 2), Bd. 1, 140f. Zu den angegebenen Zahlen der Folgejahre ebd., 143f., 146-149.

¹⁶ *Albert Krantz*, *Culta et succincta Grammatica paruulis ingenijs admodum fructuosa*, Rostochii: [Barkhusen], 1506.

¹⁷ *Andermann*, Krantz (wie Anm. 1), 77-80.

¹⁸ Ebd., 81f. Zur mittelalterlichen Grammatik und Sprachlogik vgl. *Jan Pinborg*, *Die Entwicklung der Sprachtheorie im Mittelalter* (Beiträge zur Geschichte der deutschen Philosophie und Theologie des Mittelalters, 42/2), Münster/Kopenhagen 1967, passim.

¹⁹ *Andermann*, Krantz (wie Anm. 1), 84f.

solange die Sprache selbst nicht beherrscht werde.²⁰ Allerdings bietet Krantz' Verweis auf die Verslehre des Horaz, den Petrarca zu seinem Lieblingsautoren bestimmt hatte, zumindest einen Datierungshinweis. Horaz war Schulautor im Mittelalter, aber nur als Satiriker und Epistolograph, nicht als Lyriker. Konrad Celtis hatte 1486 die horazischen lyrischen Metren in seiner *Ars versificandi et carminum* eingeführt und erläutert.²¹ Im selben Jahr hielt er die ersten Poetikvorlesungen in Leipzig, 1492 in Ingolstadt. Es ist daher zu vermuten, dass Krantz' Grammatik erst nach der Rostocker Zeit entstand. Sie zeigt ihn als einen Lehrer, der keinen neuen Schulstoff einführte, ihn aber – vermutlich unter humanistischem Einfluss – konzentrierter und klarer präsentierte.

Die von Krantz verfassten Logikkompendien²² sollten die Sprachkompetenzen des Lesers bzw. Schülers erweitern und ihn auf die höheren Studien vorbereiten. Sie können im Zusammenhang mit den Magisterdiensten in Rostock entstanden sein. Krantz setzt auf wenige, prägnante Beispiele und verzichtet auf langwierige Beweisführungen. Die Kürze kommt der humanistischen Pädagogik nahe. Logik ist weniger komplizierte Wissenschaft von den Satzschlüssen, sondern eher Dialektik als Kunst der wahren Rede und Rhetorik als Technik der verfeinerten Rede.²³ Wie bei Vincenz von Beauvais in der hochscholastischen Tradition entspricht bei Krantz die Logik dem *trivium* der *artes liberales*, also der Grammatik, Dialektik und Rhetorik.²⁴ Die Definition der Logik als „ars artium et scientia scientiarum“ verweist auf die *Summulae logicales* des Petrus Hispanus als das wichtigste scholastische Kompendium.²⁵ Im Wissenschaftskanon fehlen völlig die von den Humanisten hochgeschätzten Fächer der *artes mechanicae* und *historia*. Die Ablehnung eines weitläufigen Quaestionenstils, die Knappheit und Einfachheit der Beweisverfahren sind Kriterien für den Lehrbetrieb der *via antiqua* in Heidelberg im Jahr 1468, doch sind diese Verfahren vermutlich unter humanistischem Einfluss entstanden.²⁶ Allerdings ist das logische Material noch nicht nach topischen Gesichtspunkten durchgliedert, wie bei Rudolf Agricola, der mit seiner Systematik die das 16. Jahrhundert bestimmende Lehrform der *Loci communes* prägte.²⁷ Krantz verharrte auf halbem Weg.

²⁰ Ebd., 82. Vgl. Pinborg, Sprachtheorie (wie Anm. 18), 210f. Zuletzt zu Hegius als Dichter: Jan Cornelis Bedaux, Hegius poeta. Het leven en de latijnse gedichten van Alexander Hegius, Phil. Diss., Leiden 1998.

²¹ Eckart Schäfer, Deutscher Horaz. Conrad Celtis, Georg Fabricius, Paul Melissus, Jacob Balde. Die Nachwirkung des Horaz in der neulateinischen Dichtung Deutschlands, Wiesbaden 1976, 10f.; Andermann, Krantz (wie Anm. 1), 84.

²² Albert Krantz, Logica, [Antwerpen: Bac, 1504]; ders., Institutiones logicae, Lipsi: Volfgangus Monacensis, 1517.

²³ Andermann, Krantz (wie Anm. 1), 90-92.

²⁴ Ebd., 91.

²⁵ Ebd., 94.

²⁶ Ebd., 101f.; vgl. Gerhard Ritter, Via antiqua und via moderna auf den deutschen Universitäten des XV. Jahrhunderts, Darmstadt 1963, 114.

²⁷ Peter Mack, Rudolph Agricola's Topics, in: Fokke Akkerman (Hrsg.), Rodolphus Agricola Phrisius, 1444-1485. Proceedings of the international conference at the University of Groningen, 28-30 October 1985, Leiden 1988, 257-269; Karl Heinz Uthemann, Prolegomena zu einer Topik

Die Universitätsbibliothek Leipzig bewahrt Handschriften mit Kommentaren zu Aristoteles' Metaphysik, Nikomachischer Ethik und zu seinen Schriften „De anima“ und „De caelo“ auf, die Krantz' Rostocker Lehrtätigkeit zuzuweisen sind.²⁸ Sie sind vermutlich als Vorlesungsmitschriften von Nikolaus Kindbo niedergeschrieben, einem Schweden, der 1482 in Rostock zum Magister promoviert und 1487 im Promotionsverzeichnis der Leipziger Universität erwähnt wurde.²⁹ Die Kommentare sind im scholastischen Quästionenstil gehalten, bestechen aber durch Kürze und erklären den Text über antike Autoritäten, die durch Buchangaben als Quellen kenntlich gemacht werden. Merkwürdige sind herausgehoben. Dem Kommentar zu *De anima* ist eine kurze Einführungsrede, eine *oratio brevis*, vorangestellt, was auf moderne Einflüsse verweist, da die kleinen literarischen Formen – Reden, Epigramme, Briefe – bevorzugtes Gebiet der Humanisten waren.³⁰ Das Explicit des Kommentars spricht von Krantz als „decretorum ac sacre theologie baccalarii formati“.³¹ Ein *Baccalaureus formatus* der Theologie hatte bereits etwa sieben Jahre Theologie studiert und las auf dieser Laufbahnstufe wichtige Abschnitte der Sentenzen des Petrus Lombardus.³² Die bereits erwähnte Notiz zu seinem Dekanat 1481 führt Krantz mit demselben Grad. Also muss der Kommentar zwischen 1481 und 1487, der gesicherten Erwähnung Kindbos in Leipzig, entstanden sein und trüge daher das früheste Anzeichen eines humanistischen Einflusses auf Krantz.

als inventiver Forschungslogik anhand von Rudolph Agricolae Dialektik, in: Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie 32 (1985), 391-423.

²⁸ UB Leipzig, Ms. 1388, Bl. 1r-103v (Metaphysik), Bl. 109r-237r (Ethik), Bl. 252r-293r (Libri IV meteorum), Bl. 296r-331v (De caelo); Ms. 1455, Bl. 337r ff. (Commentum de anima); Ms. 1599, Bl. 1r-12v (Expositio ... super libros ... de anima), Bl. 16r-24v (Liber IV naturalis philosophiae), Bl. 31r-154v (Super Ethicam). Vgl. *Andermann*, Krantz (wie Anm. 1), 103f.

²⁹ *Andermann*, Krantz (wie Anm. 1), 107. Die Promotion zum Magister bei Hofmeister, Matrikel Rostock (wie Anm. 2), 1, 231. Am 3. März 1487 weist das Leipziger Promotionsverzeichnis einen Magister Nicolaus Kindbo aus Schweden aus: Codex diplomaticus Saxoniae Regiae, Haupttheil 2, Bd. 17: *Georg Erler* (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Leipzig, Bd. 2: Die Promotionen von 1409 – 1559, Leipzig 1897, 295. Ebd., 289 heißt es von einem „mgr. Nicolaus Benedicti de Swe-tia“, er sei Ende 1485 in Leipzig in das Gremium der Philosophische Fakultät aufgenommen worden. Es kann sich hierbei bereits um Kindbo handeln.

³⁰ *Paul Oskar Kristeller*, Der Gelehrte und sein Publikum im späten Mittelalter und in der Renaissance, in: Hans Robert Jauss/Dieter Schaller (Hrsg.), *Medium aevum vivum*. Festschrift für Walter Bulst, Heidelberg 1960, 212-230, hier 218; *Charles B. Schmitt*, Aristotle's Ethics in the Sixteenth Century, in: Walter Rüegg/Dieter Wuttke (Hrsg.), *Ethik im Humanismus* (Beiträge zur Humanismusforschung, 5), Boppard 1979, 87-112, hier 89.

³¹ *Andermann*, Krantz (wie Anm. 1), 108.

³² Zur Laufbahn vom Baccalaureus biblicus, sententiarius und formatus zum Lizentiat vgl. *Monika Asztalos*, Die theologische Fakultät, in: Walter Rüegg (Hrsg.), *Geschichte der Universität in Europa*, Bd. 1: Mittelalter, München 1993, 359-385, hier 366. Die Verfahren unterschieden sich etwas je nach Universität. Vgl. *Erler*, Matrikel Leipzig (wie Anm. 29), Bd. 2, LII; *Dirk Claes*, The Leuven Faculty of Theology, in: Alasdair A. MacDonald/Michael W. Twomey, *Schooling and society. The ordering and reordering of knowledge in the western Middle Ages*, Leuven u.a. 2004, 139-155, hier 148f.

In seinem Amt als Domlektor bzw. Domdekan verfasste Krantz einige theologische und liturgische Schriften, die auf eine Reinigung der Messgewohnheiten und eine Vereinheitlichung der Agenda für den Kirchensprengel zielten.³³ Mit dem Postulat einer Reinigung der Texte bewegte sich der Theologe Krantz im kirchenreformerischen Umfeld. Einen Sonderfall bildet eine frühe Verteidigungsschrift gegen die Bettelorden, denen Krantz ein häretisches Leben jenseits apostolischer und tradierter Vorgaben unterstellt, da die Apostel nicht gebettelt hätten und der Ordensgründer Franziskus stets Arbeit vorgezogen habe.³⁴ Diese auf den ersten Blick protolutherische Kritik ist aber allein aus einem Streit des Hamburger Doms mit der Niederlassung der Franziskaner in Hamburg gespeist. Krantz mag in seinen Reformvorstellungen von bibelhumanistischen Tendenzen beeinflusst worden sein, doch die fehlende Kenntnis des Griechischen und Hebräischen versperrte ihm den Weg zu einer humanistischen Theologie, wie sie Erasmus von Rotterdam betrieb.³⁵

Die größte Wirkung auf Zeitgenossen und Nachwelt erlangte Krantz mit seinem umfassenden Geschichtswerk, das allerdings erst posthum veröffentlicht wurde. Es besteht aus vier Büchern, die sich mit der Geschichte des niederdeutschen Raumes sowie Nord- und Osteuropas befassen. Die „Wandalia“ beschäftigt sich mit den Reichen slawischer Herrschaftsabkunft von Polen über Böhmen bis Bulgarien mit Mecklenburg und Pommern als Kernländern, die „Saxonia“ mit dem niederdeutschen Sprachraum, fokussiert auf das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, und das „Chronicon regnorum aquilonarium“ widmet sich Skandinavien und Dänemark.³⁶ Zudem verfasste Krantz eine niedersächsische Kirchengeschichte unter dem Titel „Metropolis“.³⁷ Alle Werke entstanden im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, die wesentliche Abfassungszeit kann auf die Jahre 1500 bis 1504 eingegrenzt werden.³⁸ Verweise auf das jeweils andere Werk, in dem eine abgebrochene Geschichte weitererzählt wird, zeigen an, dass die Niederschrift parallel erfolgte.³⁹ Satzabbrüche

³³ *Spirantissimum opusculum Misse in optimum ordinem digestum*, Rostochii: Barkhusen, 1506; *Ordo missalis s[e]c[un]d[u]m ritum laudabilis Ec[c]l[es]ie Hamburg[ensis]*, Argentini: Prüz, 1509. Vgl. *Andermann*, Krantz (wie Anm. 1), 123-129.

³⁴ *Defensorium ecclesie contra mendicantes*, ca. 1482. Vgl. *Andermann*, Krantz (wie Anm. 1), 127-129.

³⁵ Ebd., 132.

³⁶ *Albert Krantz*, *Wandalia in qua de Wandalorum populis et eorum patrio solo ac in Italiam, Galliam, Hispanias, Aphricam et Dalmatiam migratione, et de eorum regibus ac bellis domi forisque gestis*, Coloniae Agrippinae 1519; *ders.*, *Saxonia*, Coloniae 1520; *ders.*, *Chronica regnorum aquilonarium Daniae, Svetiae, Norvagiae*, Argentorati: Schott, 1548.

³⁷ Siehe Anm. 12.

³⁸ *Reincke*, Krantz (wie Anm. 3), 124. In der „Metropolis“ gibt es Nachträge bis 1509. Vgl. *Andermann*, Krantz (wie Anm. 1), 168-171; *Grobecker*, Studien (wie Anm. 3), 17; *Viljof Adolf Nordman*, *Die Wandalia des Albert Krantz. Eine Untersuchung* (Annales Academiae Scientiarum Fennicae; B, 34/ 2), Helsinki 1934, 30f.

³⁹ Für die „Wandalia“ hat *Nordman*, *Wandalia* (wie Anm. 38), 35-44, relevante Stellen zusammengetragen. Zahlreiche Belege auch in: *Krantz*, *Saxonia* (wie Anm. 36), 2, 28; 31; 4, 34; 6, 2; 50; 7, 14; 8, 30; 34; 9, 34; 35; 10, 6.

und mangelhafte Ausarbeitungen zeigen, dass der Autor keines der Werke vollkommen zu Ende führte.

Die historischen Darstellungen um 1500 partizipierten an einem neuen Modell von Germania-Erzählungen, deren Referenz die in der Mitte des 15. Jahrhunderts in einem Hersfelder Kloster wiederentdeckte *Germania* des Tacitus war.⁴⁰ Das Neue an ihr war, dass sie monographisch die germanische Vergangenheit in den Mittelpunkt stellte. Ihre erste Rezeption erfolgte in Italien. Enea Silvio (1405-1464), der spätere Papst Pius II. (1456-1464), benutzte sie auf dem Frankfurter Reichstag von 1454, um den Kaiser und deutschen Adel im Rekurs auf die kriegerischen Tugenden ihrer germanischen Vorfahren zum Kreuzzug gegen die Türken aufzurufen. Doch in seinen historisch-ethnographischen Schriften diente das alte Germanien als barbarische und primitive Negativfolie, vor dem sich die strahlende Gegenwart des von Rom christianisierten Deutschlands abhob.⁴¹

Im deutschen Humanismus erfuhr die Rezeption eine Verlagerung. Konrad Celtis hatte seiner Ausgabe der taciteischen *Germania* im Jahr 1500 einen Kommentar in Hexametern beigegeben, den er zwei Jahre später unter seinen Gedichten „Amores“ als „Germania generalis“ publizierte.⁴² Er rehabilitierte die Germanen, die der Gegenwart sittlich überlegen seien. In ihrer unchristlichen und in dieser Hinsicht unzivilisierten Gesellschaftsform unterscheiden sie sich nicht von der römischen Antike.⁴³ Celtis rief deutsche Gelehrte dazu auf, in regionalen Teilprojekten gemeinsam eine umfassende Landeskunde, eine *Germania illustrata*, nach dem Vorbild der *Italia illustrata* Flavio Biondos zu erstellen.⁴⁴ Die Konzeption der Krantz'schen Werke lässt sie wie ein norddeutsches Gegenstück zu diesem Plan erscheinen, doch

⁴⁰ Zur Wiederentdeckung der *Germania* vgl. Ludwig Krapf, Germanenmythos und Reichsideologie. Frühhumanistische Rezeptionsweisen der taciteischen ‚Germania‘, Tübingen 1979, 11-42, zu ihrer Rezeption in Italien und Deutschland ebd., 49-109 sowie Paul Joachimsen, Tacitus im deutschen Humanismus, in: ders., Gesammelte Aufsätze. Ausgewählt und eingeleitet von Notker Hammerstein, Bd. 1, 2. Aufl. Aalen 1983, 275-295, und Hans Kloft, Die *Germania* des Tacitus und das Problem eines deutschen Nationalbewußtseins, in: Archiv für Kulturgeschichte 72 (1990), 93-114. Sehr viel Material zu dem Thema liefert Jacques Ridé, L'image du Germain dans la pensée et la littérature allemandes de la redécouverte de Tacite à la fin du XVIème siècle, Lille u.a. 1977.

⁴¹ Caspar Hirschi, Wettkampf der Nationen. Konstruktionen einer deutschen Ehrgemeinschaft an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, Göttingen 2005, 243-249; Christopher B. Krebs, Negotiatio Germaniae. Tacitus' *Germania* und Enea Silvio Piccolomini, Giannantonio Campano, Conrad Celtis und Heinrich Bebel (*Hypomnemata*, 158), Göttingen 2005, 127-190; Herfried Münkler/Hans Grünberger/Kathrin Meyer, Nationenbildung. Die Nationalisierung Europas im Diskurs humanistischer Intellektueller. Italien und Deutschland (Politische Ideen, 1), Berlin 1998, 167-173, 210-217.

⁴² *Conradus Celtis Protucius*, Qvatvor Libri Amorvm Secvndvm Qvatvor Latera Germanie, Noribergae: Sodalitas Celtica, 1502.

⁴³ Krebs, Negotiatio (wie Anm. 41), 196-210; Gernot Michael Müller: Die „Germania generalis“ des Conrad Celtis. Studien mit Edition, Übersetzung und Kommentar (Frühe Neuzeit, 67), Tübingen 2001, 305-440.

⁴⁴ Ulrich Muhlack, Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgesichte des Historismus, München 1991, 199-218; Müller, *Germania* (wie Anm. 43), 473-482.

fehlen alle Hinweise auf einen Austausch über dieses Thema, da der Briefverkehr von Albert Krantz fast vollkommen verlorengegangen ist.⁴⁵

Ziel ist es, das alte Germanien semantisch aufzuwerten und in die Gemeinschaft der antiken Herrschaften und Völker zu überführen. Da die Quellen des schriftlosen antiken Germaniens von ihren römischen bzw. griechischen Feinden verfasst wurden, mussten sie einer kritischen Lesung unterzogen werden. Krantz verkehrte ihre Aussagen oftmals kurzerhand ins Gegenteil, dekontextualisierte bestimmte Passagen und überführte sie in neue semantische Zusammenhänge. Die germanischen Raubzüge und Plünderungen werden mit römischen Kriegszügen gleichgesetzt, die dabei verübten Grausamkeiten in ihrer mangelnden Zivilisiertheit mit den Christenverfolgungen unter Nero oder Diokletian parallelisiert.⁴⁶ Römer wie Germanen kannten nicht das Licht des Christentums und waren in dieser Hinsicht Barbaren, doch wären die Vorfahren der Deutschen ihren Gegnern sittlich überlegen gewesen. Was für die römischen Autoren Ausdruck der primitiven Lebensweise und unterentwickelten Gesellschaftsform der Germanen war, wertet Krantz um in Einfachheit, Ehrlichkeit und Treue. Durch die Völkerwanderung, in den Quellen viel beklagt, werden die Germanen bei Krantz zu den Ahnherren der wichtigsten Dynastien, die zu den Begründern des christlichen Europa aufgestiegen seien. Aufgrund der angewandten Kompilationstechnik zeitigte diese Methode widersprüchliche Ergebnisse, wenn die wörtlich rezipierten spätantiken Quellen die Barbarei der germanischen Invasoren beklagten, Krantz aber kurz darauf in selbst verfassten Passagen deren Tugenden und Machtausübung lobte.

Neben der *Germania* des Tacitus sowie Plinius und Strabo als Ethnographen und Geographen spielte der sogenannte Pseudo-Berosus eine entscheidende Rolle bei der Konstitution des *Germania*-Narrativs im deutschen Frühhumanismus. Dies war eine Fälschung des Dominikanermönchs Annius von Viterbo (1432-1502), der vorgab, uralte Dokumente von der Hand des babylonischen Priesters Berosus entdeckt zu haben, die den in Italien und Spanien wichtigsten Geschlechtern und Völkern einen Stammbaum auf der Grundlage biblischer und antiker Quellen generierten.⁴⁷ Annius wählte mit seiner angeblichen Quelle Berosus einen bei Flavius Josephus erwähnten und daher den mit antiken Schriften vertrauten Humanisten bekannten Autoren, verband das aktuelle humanistische Antikenwissen wie die taciteische *Germania* mit

⁴⁵ Nach Paul Oskar Kristeller, *Iter Italicum. Accedunt alia itinera*; a finding list of uncatalogued or incompletely catalogued humanistic manuscripts of the Renaissance in Italian and other libraries, Bd. 3, 1: Australia to Germany, London/Leiden 1983, 602, befindet sich ein autographischer Brief in der Ratsbibliothek Lüneburg, Ms. Misc. D 2° 32.

⁴⁶ Krantz, *Wandalia* (wie Anm. 36), 1, 19. Vgl. Bollbuck, Krantz (wie Anm. 1), 128-135.

⁴⁷ Krapf, *Germanenmythus* (wie Anm. 40), 1979, S. 61-67; Anthony Grafton, Fälscher und Kritiker. Der Betrug in der Wissenschaft, Frankfurt 1995, S. 41-68, Münkler/Grünberger/Mayer, *Nationenbildung* (wie Anm. 41), 242-249; Müller, *Germania* (wie Anm. 43), 343-348. Annius versprach die Neudeutung der gesamten Urgeschichte, vgl. Giacomo Ferrau, *Riflessioni teoriche e prassi storiografica in Annio da Viterbo*, in: Davide Canfora/Myriam Chiabò/Mauro de Nichilo (Hrsg.), *Principato ecclesiastico e riuso dei classici. Gli Umanisti e Alessandro VI. Atti del convegno* (Bari - Monte Sant'Angelo, 22-24 maggio 2000), Roma 2002, 151-193, hier 166.

den biblischen Wissensbeständen, erfand eine klassische Fundgeschichte der angeblich von ihm entdeckten Dokumente, die in sein Werk Eingang gefunden hätten, und erstellte gar einen Katalog von Kriterien, anhand derer die Echtheit von Dokumenten nachzuweisen sei.⁴⁸ Die Rezeption des Pseudo-Berosus war dort besonders fruchtbar, wo die genealogischen Modelle keine Wurzeln in antiken Erzählungen schlagen konnten, wie in Deutschland, Skandinavien oder Spanien.⁴⁹

Beatus Rhenanus und Erasmus von Rotterdam entlarvten den Pseudo-Berosus bereits als Fälschung. Ob Krantz eine Ahnung davon hatte, ist nicht erkennbar. Hatte Anniius bereits ein verdichtetes Amalgam geschaffen, das antikes Wissen in Zitaten mit seinen erdichteten Texten eng verschlungen zusammenführte, so ging Krantz diesen Weg unter Einbeziehung weiterer Quellentexte weiter. Vor allem überführte er durch eigensinnige Interpretationen wiederum Anniius' Aussagen in den Kontext eines Germania-Narrativs. War im Ps.-Berosus von dem Noahsohn Tuisco als Stammvater der Tuskier, also der Bewohner der Toskana die Rede, so bestand für Krantz kein Zweifel, dass Tuisco der Ahnherr aller Germanen-Deutschen sein musste.⁵⁰ Das Problem seiner Geschichtsschreibung war, dass die Dynastien der sächsischen Herzöge von Braunschweig-Lüneburg und der wendischen Herzöge von Mecklenburg bei den antiken Autoritäten durch keinerlei Nachweise bezeugt waren. Dignität erlangten adlige Geschlechter aber zuerst durch ihr hohes Alter. Daher musste sie eine Abstammungskonzeption erhalten, die Sachsen und Wenden in der Antike nachwiesen. Krantz plausibilisierte seine Genealogie über die Verbindung der Rezeption von Pseudo-Berosus, Tacitus und Plinius. Bei diesem fand er einen Nachkommen des Tuisco namens Wandalus, den Stammvater der Wandalen.⁵¹ Über etymologische Ableitung verbindet er die Wandalen mit den Wenden und den taciteischen Venedae⁵², einem in Ostgermanien angesiedelten Stamm, aus denen sich sämtliche slawische Völker entwickelt hätten.⁵³ Eine zweite Beweisebene lieferte die These von der Siedlungskonstanz der Bevölkerungen. Demnach bewohnten die Wenden-Slawen die Siedlungsgebiete der antiken Wandalen, und die norddeutschen Sachsen fanden ihre Ahnen in den taciteischen Chatten.⁵⁴ Auf diese Weise wurde ganz Nord- und Osteuropa in den germanischen Stammbaum integriert. Vor allem

⁴⁸ Ebd., 164f; Werner Goetz, Die Anfänge der historischen Methodenreflexion im italienischen Humanismus, in: Archiv für Kulturgeschichte 56 (1974), 25-48, hier 36f.

⁴⁹ Münkler/Grünberger/Mayer, Nationenbildung (wie Anm. 41), 242-261. Zu Skandinavien vgl. Marianne Wifstrand Schiebe, Anniius von Viterbo und die schwedische Historiographie des 16. und 17. Jahrhunderts, Stockholm 1992.

⁵⁰ Krantz, Wandalia (wie Anm. 36), Praefatio nach Tac. Germ. 2. Vgl. Bollbuck, Raummodelle (wie Anm. 1), 100f.

⁵¹ Krantz, Wandalia (wie Anm. 36), Praefatio. Vgl. Bollbuck, Raummodelle (wie Anm. 1), 114.

⁵² Vgl. Erich Polaschek, Art. Venedae, in: Pauly's Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft 31/1 (1955), 698f.

⁵³ Krantz, Wandalia (wie Anm. 36), Praefatio; 1, 6; 2, 17. Vgl. Bollbuck, Raummodelle (wie Anm. 1), 112-114.

⁵⁴ Krantz, Wandalia (wie Anm. 36), Praefatio, 1, 16 u. 2, 1; ders., Saxonia (wie Anm. 36), Prooemium u. 1, 17. Vgl. Bollbuck, Raummodelle (wie Anm. 1), 108-117.

überrascht heute die Vereinnahmung von Polen, Tschechen, Russen, Bulgaren und Kroaten als Wandalen, doch war diese Identifikationsleistung nicht Krantz' Verdienst.⁵⁵

Die norddeutschen Niedersachsen deklariert Krantz über sprachliche Nachweise zum Urtyp des Germanen und zu dessen unvermischten Nachfahren.⁵⁶ Die Sprache der Oberdeutschen diffamiert er dagegen als französisch und italienisch beeinflusst. Damit begab er sich in einen Überbietungswettstreit mit süddeutschen Autoren, der der humanistischen Binnenkommunikation diene.⁵⁷ Bekämpft wurden alle Legenden, die auf nichtgermanischen Gründungsmythen beruhten. Hamburg sei nicht vom biblischen Ham, Trier nicht von Trebeta oder Demmin von Julia Domina begründet worden, wie es zeitgenössische Historiographien mit Bezug auf antikisierende Etymologien behaupteten.⁵⁸ Stadtgründer seien statt dessen Germanen gewesen, wobei Krantz vergleichbare etymologische Verfahren wie die kritisierten anwandte. Auf diese Weise wurde der wandalisch-slawische Vratisslaus zum Stadtgründer von Breslau und der mythische König Crocus zum Stifter von Krakau.⁵⁹ Noch wichtiger erschien Krantz die Entlarvung von seiner Ansicht nach fehlerhaften dynastischen Konzeptionen. Hauptstoßrichtung war die beim niedersächsischen Adel wirkmächtige „Chronicken der Sassen“, die an schon im Sachsenspiegel verbreitete Alexander-

⁵⁵ Roland Steinacher, Wenden, Slawen, Vandalen. Eine frühmittelalterliche pseudologische Gleichsetzung und ihre Nachwirkungen, in: Walter Pohl (Hrsg.), Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters, Wien 2004, 329-353.

⁵⁶ Krantz, Saxonica (wie Anm. 36), 1,1. Vgl. Bollbuck, Raummodelle (wie Anm. 1), 143f.

⁵⁷ Rolf Sprandel, Geschichtsschreiber in Deutschland. 1347-1517, in: František Graus (Hrsg.), Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme (Vorträge und Forschungen, 55), Sigmaringen 1987, 289-318, hier 297.

⁵⁸ Johannes Bugenhagen führte in seiner Pomerania (1517/18) Caesar als Gründer von Julin und Wolgast an, allerdings waren zum Zeitpunkt des Erscheinens Krantz' Werke noch unveröffentlicht. Vgl. Roderich Schmidt, Die „Pomerania“ als Typ territorialer Geschichtsdarstellung und Landesbeschreibung des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts (Bugenhagen – Kantow – Lubinus), in: Hans-Bernd Harder (Hrsg.), Landesbeschreibungen Mitteleuropas vom 15. bis 17. Jahrhundert, Köln 1983, 49-78, hier 53. Zu den legendären Stadtgründern in der mittelalterlichen Chronistik vgl. Rudolf Hiestand, „Civis Romanus sum“. Zum Selbstverständnis bürgerlicher Führungsschichten in den spätmittelalterlichen Städten, in: Peter Wunderli (Hrsg.), Herkunft und Ursprung. Historische und mythische Formen der Legitimation, Sigmaringen 1999, 91-109; Alfred Haverkamp, „Heilige Städte“ im hohen Mittelalter, in: František Graus (Hrsg.), Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme (Vorträge und Forschungen, 55), Sigmaringen 1987, 119-156, hier 130-134.

⁵⁹ Die Gründung Krakaus in: Krantz, Wandalia (wie Anm. 36), 1, 17, nach Enea Silvio, Historia Bohemica, Coloniae: Hittorpius, 1532, 4; die Breslaus in: Krantz, Wandalia (wie Anm. 36), 1, 20 nach Enea Silvio, Bohemica 9. Vgl. Bollbuck, Raummodelle (wie Anm. 1), 124f. Zur Gründung Krakaus und Breslaus und den Stiftungslegenden vgl. Jerzy Strzelczyk, Art. Krakau, in: Lexikon des Mittelalters 5 (1991), 1467-1469; Stanisław Trawkowski, Art. Breslau, in: Lexikon des Mittelalters 2 (1983), 610-614, und Josef Zemlicka, Art. Vratisslav (1), in: Lexikon des Mittelalters 8 (1997), 1873.

legenden anknüpfte.⁶⁰ Die sächsischen Adligen hätten keinen Offizier Alexanders des Großen, die mecklenburgischen Herzöge nicht das römische Geschlecht der Orsini als Ahnherrn, das doch erst seit dreihundert Jahren nachweisbar sei.⁶¹ Nein, die Vorfahren der Mecklenburger Niklotiden hätten schon vor Christi Geburt mit dänischen Herrschern um den Vorrang im Ostseeraum gekämpft, wie es Saxo Grammaticus berichtet habe, und könnten sich daher eher mit den Fabiern, Corneliern und Aemiliern messen, den alten römischen Patriziergeschlechtern, von denen Livius berichtet. Die Vorstellung von einem unvermischten Volk in einer *Germania libera*, die niemals römisch „kontaminiert“ gewesen sei, ist das Fundament dieses ethnographischen Identitätsprojekts norddeutscher Geschlechter.

Die kommunale Chronistik in Norddeutschland rezipierte Krantz' Modelle sehr schnell, z. B. von Adam Tratziger in Hamburg.⁶² In Skandinavien wurden sie zur Konstituierung einer politisch motivierten Nationalgeschichtsschreibung rezipiert.⁶³ Für die norddeutsche Territorialgeschichtsschreibung aber strahlten die diffus verfassten gentilen und nationalen Einheiten keine überregionalen Bindekräfte aus, für einen Einsatz als dynastische Genealogien fehlte es an Identifikationsfiguren aus bekannten und gültigen Erzählungen mit einer festen Chronologie. Diesen Mangel behob der 1507 zum gelehrten Rat und später zum Hofhistoriographen ernannte Nicolaus Marschalck.⁶⁴ Er erstellte den Herzögen von Mecklenburg auf der Grundlage humanistisch-kritischer Methoden eine erfundene Genealogie mit einem Helden Antyrius als Spitzenahnen, der angeblich Offizier Alexanders des Großen gewesen sei – ein Stammbaum, den Krantz vehement bekämpft hatte. Dessen Axiom, für die eigene Geschichte nach regionalen, einheimischen Wurzeln und Erklärungen zu suchen, lässt Marschalck für ein erfolgreiches dynastisches Kontinuitätsnarrativ außer Acht. Er verbindet seine Etymologien und Herkunftserzählungen erfolgreich mit dem Erfahrungshorizont und Lokalwissen des Lesers. Krantz hatte mit seiner national-germanischen Konzeption den regionalen Horizont des Publikums überdehnt.⁶⁵

⁶⁰ Krantz, *Saxonia* (wie Anm. 36), 2, 21, richtet sich gegen den *Sachsenspiegel* Ldr 3, 44 § 1. Vgl. Brigitte Funke, *Cronecken der sassen. Entwurf und Erfolg einer sächsischen Geschichtskonzeption am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*, Braunschweig 2001, 111, 115, 171-174.

⁶¹ Krantz, *Wandalia* (wie Anm. 36) 14, 33. Vgl. Bollbuck, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 146f.

⁶² Susanne Rau, *Geschichte und Konfession. Städtische Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung in Bremen, Breslau, Hamburg und Köln*, Hamburg u. a. 2002, 295-298, 343-347.

⁶³ Andermann, Krantz (wie Anm. 1), 261-282.

⁶⁴ Günter Werner, *Ahnen und Autoren. Landeschroniken und kollektive Identitäten um 1500 in Sachsen, Oldenburg und Mecklenburg*, Husum 2002, 174-201; zum Mediziner Marschalck vgl. Hans-Uwe Lammel, *Medizinisches Wissen zwischen Text und Bild am Beispiel des Rostocker Humanisten Nikolaus Marschalck*. In: Michael North (Hrsg.), *Kultureller Austausch. Bilanzen und Perspektiven der Frühneuzeitforschung*, Köln u. a. 2009, 253-272.

⁶⁵ Bollbuck, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 147-150; ders., *Urgeschichte als Identitätsmodell*. Albert Krantz' „*Wandalia*“, in: Susanne Rau/Birgit Studt (Hrsg.), *Geschichte schreiben. Ein Quellen- und Studienhandbuch zur Historiografie (ca. 1350-1750)*, Berlin 2010, 422-431, hier 426.

David Chytraeus (1530-1600) – Reformation als Programm

David Chytraeus war der alle anderen überragende und langjährige Professor an der Universität Rostock in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Abb. 2). Er wurde am 26. Februar 1530 als David Kochhaffe in Ingelfingen geboren und wuchs als Pfarrerssohn in Menzingen im Kraichgau auf.⁶⁶ Nach dem Besuch der Lateinschule wurde er mit nur neun Jahren an der Universität Tübingen immatrikuliert, 1544 bereits zum Magister promoviert.⁶⁷ Im selben Jahr setzte er seine Ausbildung in Wittenberg fort.⁶⁸ Melanchthon soll den Jungen gefragt haben, ob er tatsächlich schon Magister sei, woraufhin dieser ihm aus dem Stegreif eine Thukydides-Passage aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt habe.⁶⁹ Chytraeus wurde Tischgast bei Melanchthon und einer seiner Lieblings-



Abb. 2: Porträtstich David Chytraeus (Universitätsbibliothek Rostock, Porträt-sammlung: Chytraeus, David (Holzschnitt Ende 16. Jh.).

⁶⁶ Zu seiner Biographie siehe *Otto Friedrich Schütz*, *De Vita Davidis Chytrai Theologici Historici et Polyhistoris Rostochiensis Commentariorum Libri Quatuor*, Hamburg/Rostock 1720-1728; ADB 4 (1876) 254-256; *Detloff Klatt*, *David Chytraeus als Geschichtslehrer und Geschichtsschreiber*, Rostock 1908, 4-21; *Otto Karsten Krabbe*, *David Chytraeus*, Rostock 1870; *Johann Bernhard Krey*, *Andenken an die hiesigen Gelehrten aus den letzten drei Jahrhunderten*, Bd. 3, Rostock 1813, 13-35; *Theodor Pressel*, *David Chytraeus*, Elberfeld 1862; TRE 8 (1981) 88 f.; *Thomas Fuchs*, *David und Nathan Chytraeus. Eine biographische Annäherung*, in: Karl-Heinz Gläser u. a. (Hrsg.), *David und Nathan Chytraeus. Humanismus im konfessionellen Zeitalter*, Ubstadt-Weiher 1993, 33-48; *Thomas Kaufmann*, *Die Brüder David und Nathan Chytraeus in Rostock*, ebd., 103-116; *Harald Bollbuck*, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 153-168.

⁶⁷ Am 22.6.1539 war Chytraeus mit nur neun Jahren in die Matrikel der Universität Tübingen eingetragen worden. *Heinrich Hermelink* (Hrsg.): *Die Matrikeln der Universität Tübingen*, Bd. 1: *Die Matrikeln von 1477-1600*, Stuttgart 1906, 296.

⁶⁸ Die Immatrikulation in Wittenberg erfolgte unter dem Eintrag: „David Cochhaff Brettensis, Magister Tubingensis“. *Carolus Eduardus Foerstmann* (Hrsg.), *Album Academiae Vitebergensis ab A. CH. MDII usque ad A. MDLX*, Lipsiae 1841, 216. In Heidelberg wurde er am 29.1.1547 unter dem Namen David Chytraeus immatrikuliert. Vgl. *Gustav Toepke* (Hrsg.), *Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386 bis 1662*, 1. Theil, Heidelberg 1884, 597.

⁶⁹ Leichpredigt Bey der Begrebniß des Ehrwürdigen/Achtbarn und Hochgelarnten/Herrn Davidis Chytrai, der Heiligen Schrifft Doctoris, und primarij Professoris in der Universität Rostock ... Gehalten durch D. Lucam Bacmeisterum, Superintend. der Kirchen in der Stadt Rostock, in: *Ulricus Chytraeus* (Hrsg.), *Vita Davidis Chytrai Theologi summi, historici eximij, philosophi insignis, viri optimi & integerrimi, memoriae posteritatis, orationibus et carminibus amicorum, justisque encomiis consecrata*, Rostochii 1601, Bl. M4v.

schüler. Bald gräzisierte er seinen Namen zeittypisch in Chytraeus. Nach kurzen Ortswechseln nach Heidelberg während des Schmalkaldischen Krieges – zu dieser Zeit war sein Name schon humanistentypisch gräzisiert –, ⁷⁰ kehrte er nach Wittenberg zurück und hielt erste Vorlesungen zur Rhetorik. Auf Melanchthons Vermittlung erhielt Chytraeus 1551 eine Anstellung am Pädagogium in Rostock, einer Institution, die die jungen Leute propädeutisch auf die Universität vorbereitete. ⁷¹ Er unterrichtete Rhetorik, Dialektik und Katechetik und interpretierte die Bücher der Bibel. ⁷²

1559 begann Chytraeus, Lektionen über den griechischen Historiker Herodot zu halten. Nach der Promotion zum Doktor der Theologie 1561 wechselte er endgültig an die Universität und weitete seine historischen Aktivitäten aus, indem er Vorlesungen über Thukydides und Melanchthons universalgeschichtliches „Chronicon Carionis“ in sein Unterrichtsprogramm aufnahm, ohne eine historische Lektur zu besitzen. ⁷³ Mit diesen Lektionen etablierte Chytraeus eine übergreifende Darstellung von Geschichte, die sich nicht allein einem Autoren aus vorrangig philologischem Interesse widmete, sondern kommentierend das Stoffgebiet auf die verschiedenen historischen Quellen des Primärtextes ausdehnte. ⁷⁴

⁷⁰ Immatrikulation in Heidelberg am 29.1.1547 unter dem Namen David Chytraeus. *Gustav Toepke* (Hrsg.): Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386 bis 1662, 1. Theil, Heidelberg 1884, 597.

⁷¹ Chytraeus war im Mai 1550 mit Johannes Aurifaber, der an der Universität eine Theologieprofessur antrat, das erste Mal nach Rostock gekommen und anschließend auf eine humanistische Tour nach Italien gegangen. Vgl. die Leichenrede auf Chytraeus von Goldstein in: David Chytraeus, *Orationes*, Hanaviae 1614, 752; *Ludwig Geiger*, David Chytraeus. Dargestellt von Otto Krabbe, in: *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 48 (1870), 1881-1907, hier 1886. Die Immatrikulation erfolgte im April 1551. *Hofmeister*, Matrikel Rostock (wie Anm. 2), Bd. 2, 120: „Dauid Chytraeus Mensingensis, artium magister Witenbergę promotus“. Allerdings war Chytraeus nicht in Wittenberg, sondern in Tübingen promoviert worden. Vgl. *Krabbe*, Universität Rostock (wie Anm. 6), 550f. Zum Pädagogium in Rostock vgl. *Asche*, Landeshochschule (wie Anm. 14), 123.

⁷² *Krabbe*, Universität Rostock (wie Anm. 6), 553f.

⁷³ Der Beginn der Vorlesungen über Herodot und Thukydides ist durch Angaben im Druck datiert, vgl. *David Chytraeus*, *Chronologia historiae Herodoti et Thucydidis*, Helmaestadii: Lucius, 1585, 78, 101. Von den Vorlesungen über das *Chronicon Carionis* liegt eine Mitschrift des Studenten Elias Evander vor. UB Rostock, Mss. Hist. 5. Es gibt keine Angaben über eine Extrabezahlung einer historischen Lektur in den herzoglichen Ausgabelisten. LHA Schwerin, Rentereiregister. Chytraeus teilt 1591 dem Herzog mit: „Dan[...] ich zu der Historiarum Lectione nicht voci[...] noch jemals dazu bestellet gewesen“. [zerstört]. LHA Schwerin, Akten Universität Rostock, Vol. XX (unpaginiert). Vgl. *Emil Clemens Scherer*, *Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten. Ihre Anfänge im Zeitalter des Humanismus und ihre Ausbildung zu selbständigen Disziplinen*, Freiburg 1927, 59, Anm. 1.

⁷⁴ Vgl. *Markus Völkel*, *Theologische Heilsanstalt und Erfahrungswissen. David Chytraeus' Auslegung der Universalhistorie zwischen Prophetie und Modernisierung* (UB-Rostock, MSS. hist. 5), in: Karl-Heinz Glaser/Steffen Stuth (Hrsg.), *David Chytraeus (1530-1600). Norddeutscher Humanismus in Europa. Beiträge zum Wirken des Kraichgauer Gelehrten*, Ubstadt-Weiher 2000, 143-162.

Das besondere Verdienst des Reformers Chytraeus besteht in der Mitarbeit an der Reorganisation der Universität, die Ausdruck in der *Formula concordia* von 1563 fand.⁷⁵ Dieser Kompromiss zwischen Stadt und Fürsten besiegelte den Kompatronat über die Universität zwischen den mecklenburgischen Herzögen und dem Rat der Stadt Rostock und beendete die jahrelangen Auseinandersetzungen um die Hochschule. Er bestätigte die Stadt als Stifterin der Universität, verrechtlichte zugleich die erst seit den 1530er-Jahren ausgeübte Berufungspraxis der Herzöge, nahm diese in die Eidesformel mit auf und verschaffte den herzoglich bestellten Professoren, zu denen Chytraeus gehörte, endlich Zugang.⁷⁶ Es entstand eine gemeinsame Körperschaft von jeweils neun städtischen und fürstlichen Professoren, die gemeinsam das Konzil besetzten.⁷⁷ Die Ausbalancierung der Rechte legte den landesherrlichen Einflussmöglichkeiten Zügel an.⁷⁸

Mit den neu erarbeiteten Universitätsstatuten wurde das melanchthonische Studienprogramm in die Rostocker Hochschule eingeführt. Chytraeus hatte entscheidend an den Statuten der theologischen Fakultät mitgewirkt. Das Lehrprogramm orientierte sich an den Inhalten der Wittenberger Hochschule, das standardisierte Curriculum, die verwendeten Lehrbücher und Methoden kanonisierten eine Wissensvermittlung, die auf Simplifizierungen und einem christlich-lutherischen Humanismus beruhten.⁷⁹ Institutionell blieb die Universität Rostock, anders als das Vorbild Wittenberg, dem mittelalterlichen Regentensystem verbunden. Je Burse wohnten 20 bis 40 Studenten. Chytraeus leitete zuerst den Roten Löwen, in dem zwölf arme Studenten lebten, später wohnte er mit seinen Schülern in der benachbarten Domus theologi (Abb. 3).⁸⁰ Für 100 Gulden wurde im Roten Löwen sogar eine kleine Bibliothek aufgebaut – keine kleine Summe, Chytraeus Jahresgehalt betrug in dieser Zeit 150 Gulden.⁸¹ Der Alltag der Studenten war streng reglementiert, ihre Pflichten in der Hausordnung festgehalten.⁸² Neben den zu besuchenden Lehrveranstaltungen gab es Übungen im Schreiben, Übersetzen und Disputieren, feste Schlafens- und Gebetszeiten, und monatlich musste eine lateinische oder griechische Rede rezitiert werden. Als Hausvater hatten die Regentien auch die Sittenaufsicht. Um 8 Uhr gab es eine Morgeninspektion, am Abend wurde um 9 Uhr die Tür verriegelt.

⁷⁵ Vgl. Asche, Landeshochschule (wie Anm. 14), 56-63.

⁷⁶ Pluns, Universität Rostock (wie Anm. 14), 487f.

⁷⁷ Ebd., 479-482 mit Bezug auf die Bestimmungen vom 9. Dezember 1562, die die Grundlage der *Formula* vom Mai 1563 bildeten.

⁷⁸ Thomas Kaufmann, Universität und lutherische Konfessionalisierung. Die Rostocker Universitätsprofessoren und ihr Beitrag zur theologischen Bildung und kirchlichen Gestaltung im Herzogtum Mecklenburg zwischen 1550 und 1675 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 66), Gütersloh 1997, 53; Pluns, Universität Rostock (wie Anm. 14), 491.

⁷⁹ Krabbe, Universität Rostock (wie Anm. 6), 592-598; Kaufmann, Universität (s. Anm. 78), 90-99.

⁸⁰ Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen, für gute Freunde, Rostock 2 (1738), 644-649.

⁸¹ Ebd., 645. Zu Chytraeus Gehalt vgl. Kaufmann, Universität (wie Anm. 78), 134-137.

⁸² Krabbe, Universität Rostock (wie Anm. 6), 607f.; Asche, Landeshochschule (wie Anm. 14), 69f.



Abb. 3: Domus theologi neben anderen Regentienhäusern, aus: Die wahrhaftige „Abcontrafactur“ der See- und Hansestadt Rostock des Krämers Vicke Schorler, hg. v. Horst Witt, Rostock 1989, Abb. S. 63.

Chytraeus erfuhr hohe Wertschätzung als Professor. Das zeigt sich in der fünfmaligen Wahl zum Rektor der Universität,⁸³ aber auch in zahlreichen Berufungen an die Universitäten in Heidelberg, Königsberg, Wittenberg, Frankfurt/Oder, Kopenhagen, Helmstedt sowie an die Gymnasien in Straßburg, Augsburg und Pernau.⁸⁴ Besonders den Ruf nach Straßburg 1566 hätte er gerne angenommen, da die Lage in Rostock nach einer schweren Pest und den Auseinandersetzungen mit den mecklenburgischen Herzögen sehr verfahren und trostlos erschien. Doch zwangen ihn seine Dienstherrn zur Absage.⁸⁵

⁸³ Zum ersten Mal am 7. Juli 1563, vgl. *Hofmeister*, Matrikel Rostock (wie Anm. 2), Bd. 2, 149. Weitere Wahlen erfolgten 1567, 1573, 1585, 1597, ebd., 162, 178, 215, 256. *Karl Koppmann*, Die Rektoren der Universität und die Dekane der artistischen Fakultät von 1563-1608, in: *Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock* 3 (1903), 45-64, hier 56, gibt zusätzlich 1579 und 1591 als Rektorwahlen für Chytraeus an.

⁸⁴ Zu den Berufungen UAR, *Academia Rostochiensis* Vol. VIII: Berufungen des Chytraeus (Acta Doct. et Professoris David Chytrai Vocationes nach auswärtigen Academien betreffend Fasc. 1-9). Vgl. *Bollbuck*, Raummodelle (s. Anm. 1), 159.

⁸⁵ Sehr offen bittet Chytraeus Herzog Johann Albrecht am 25. Juni 1566 um Freistellung nach sechzehn Dienstjahren. LHA Schwerin, 2.12-1/24 (Korrespondenz der Herzöge mit Gelehrten), 45,

Als *Professor ducalis* wurde seine Stelle von den mecklenburgischen Herzögen Johann Albrecht und Ulrich finanziert. Chytraeus agierte als geschickter Wissenschaftsmanager. Die häufig eingehenden, verlockenden Angebote nutzte er als Verhandlungsmasse, spielte mit der Höhe der Dotierungen von Professuren anderer Universitäten, die ihn berufen wollten.⁸⁶ Auf diese Weise konnte Chytraeus sein Gehalt von anfänglich 150 auf 400 Gulden am Ende seiner Laufbahn mehr als verdoppeln.⁸⁷ Die Herzöge bedachten ihn darüber hinaus mit zahlreichen Geschenken. 1578 erhielt er eine Beihilfe von 1500 Gulden zum Kauf eines Hauses, 1585 wurden ihm 1500 Taler aus der Universitätsrente zugewiesen.⁸⁸ Chytraeus bemühte sich um eine bessere Finanzierung der Lehrstühle und des Armentisches, um die Rekonstruktion verschiedener Universitätsgebäude und die Berufung renommierter Gelehrter. Den Armentisch ließ er im Michaeliskloster für etwa 50 Studenten einrichten.⁸⁹ Es wurden jeweils drei verschiedene Gerichte und drei Viertel Liter Bier an jeden Studenten verteilt. Unterstützung fand die Mensa durch Stiftungen des Lüneburger Rates, der Rostocker Bürgerschaft und Naturalienlieferungen der Herzöge.⁹⁰ Chytraeus sprach auch offensiv Mäzene an. So bat er 1581 den schwedischen Baron Georg von Gera um 2000 Joachimstaler für Mensa, Wohnungen und Bibliothek schwedischer Studenten.⁹¹ Den großzügigen Spendern versprach er literarische Verewigung bzw. Bewidmung in Lobreden und historiographischen Werken, er setzte also auf deren Drang zur Repräsentation.

Am 25. Juni 1600 starb David Chytraeus in Rostock.

Die wichtigste zeitgenössische Lehrmethode, auf die sich auch der Unterricht an der Universität in Rostock stützte, war das Merk-, Exzerpier- und Lernverfahren mit

80r-81v. Noch deutlicher wird Chytraeus gegenüber Johannes Marbach, einem derjenigen, die ihn nach Straßburg berufen hatten. *David Chytraeus*, Epistolae, Hanaviae 1614, 817-819.

⁸⁶ Den herzoglichen Rat Andreas Mylius erinnerte er an die doppelte Höhe des Gehalts in Kopenhagen, das ihm angeboten worden sei, Herzog Johann Albrecht I. berichtet er 1559 en passant von den ausgezeichneten Konditionen in Heidelberg, wo man 1200 Gulden pro Jahr verdiene. HAB Wolfenbüttel, Cod. Guelf., 84.9 Extrav., Bl. 407r-408v; UAR, Academia Rostochiensis Vol. VIII, Nr. 82.

⁸⁷ Kaufmann, Universität (wie Anm. 78), 134-137.

⁸⁸ LHA Schwerin, 2.12-1/24 (Korrespondenz der Herzöge mit Gelehrten) Nr. 45, Bl. 16v; UAR, Academia Rostochiensis Vol. VIII, Nr. 85.

⁸⁹ Vgl. Krabbe, Universität Rostock (wie Anm. 6), 609f. Krabbe, Chytraeus (wie Anm. 66), 170, erkennt in der Einrichtung der Mensa eine Initiative von Chytraeus, dagegen verweist Pluns, Universität Rostock (wie Anm. 14), 489, darauf, dass es bereits 1551 Überlegungen für ihre Errichtung gab. Am 20.12.1560 wandte sich Chytraeus mit der Bitte um finanzielle Unterstützung einer Mensa an Herzog Johann Albrecht. LHA Schwerin, 2.12-1/24 (Korrespondenz der Herzöge mit Gelehrten), Nr. 45, Bl. 23r.

⁹⁰ Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen, für gute Freunde, Rostock 1 (1737), 356f.

⁹¹ Chytraeus, Epistolae (wie Anm. 84), 100f. Die skandinavischen Studenten bewohnten eine eigene Burse, den „Halben Mond“, für dessen Renovierung bis 1568 Mittel aufgetrieben werden konnten. Vgl. Otfried Czaika, David Chytraeus und die Universität Rostock in ihren Beziehungen zum schwedischen Reich (Schriften der Luther-Agricola-Gesellschaft, Bd. 51), Helsinki 2002, 114, 118-121; Pluns, Universität Rostock (wie Anm. 14), 488 f.

Hilfe von *loci communes*.⁹² Diese wörtlich übersetzten „Gemeinplätze“ waren die aus der Textanalyse isolierten Leit- oder Hauptbegriffe. Die Methode geht zurück auf antike Rhetoriktraditionen und wurde in der Neuzeit von Rudolph Agricola in die Dialektik wiedereingeführt.⁹³ Ihrer Verbreitung wesentlich förderlich aber waren die „Adagia“ des Erasmus von Rotterdam, die antike Sprüche und Sprichwörter für den Schulunterricht zusammenstellten. Dort ordneten die *loci communes* eine Reihe moralischer Leitbegriffe wie Klugheit, Keuschheit etc., denen antike Sentenzen und Zitate zugeordnet werden.⁹⁴ Über die Leitbegriffe bilden die Zitate dem christlichen Wertekanon zugeordnete moralische Lehr- und Merksätze. Das antike Wissen wurde auf diese Weise einem christlichen Rahmen angepasst, Analogieschlüsse für die in christlicher Frömmigkeit erzogenen Schüler gelegt. Die *Adagia* sind ein Schnellkurs antiker Literatur, Anthony Grafton nennt sie eine Art früher Wikipedia.⁹⁵

Woran es jedoch fehlte, war eine Hierarchisierung der übergeordneten Begrifflichkeiten. Melanchthon kritisierte Erasmus' Verfahren als „urteilsfreie Sammelwut“⁹⁶ und strebte nach einer einheitlichen Methodik, die das Wissen nach einheitlichen Kriterien qualifiziert.⁹⁷ Dieses Verfahren entwickelte er unter dem Einfluss Luthers und der Reformation bei der Exegese des Römerbriefes.⁹⁸ Als guter Humanist behandelte er die Heilige Schrift wie einen Text klassischer Literatur. Zuerst wurden Gattung und Skopus des Werkes, also Intention bzw. Ziel, bestimmt, da nur so die Textstruktur verständlich werde. Aus diesem Skopus lassen sich die *loci communes* als Hauptbegrifflichkeiten ableiten, die das Verständnis des gesamten Textes erschließen und leiten. Für den Römerbrief lauten sie Sünde, Gesetz und Gnade, in

⁹² Wolfgang Brückner, *Loci communes als Denkform. Literarische Bildung und Volkstradition zwischen Humanismus und Historismus*, in: *Daphnis* 4 (1975), 1-12.

⁹³ Siehe Anm. 27, und Wilhelm Schmidt-Biggemann, *Topica universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft (Paradeigmata, 1)*, Hamburg 1983, 5f.

⁹⁴ Jonathan Sawday, *Towards the Renaissance Computer*, in: Neil Rhodes/Jonathan Sawday (Hrsg.), *The Renaissance Computer. Knowledge Technology in the First Age of Print*, London/New York 2000, 29-44, bes. 40f. Siehe auch Lisa Jardine, *Erasmus, Man of Letters. The Construction of Charisma in Print*, Princeton 1993; Ann Moss, *Printed Commonplace Books and the Structuring of Renaissance Thinking*, Oxford 1996, passim.

⁹⁵ Anthony Grafton, *Digitization and its Discontents*, in: *New Yorker*, 5. November 2007, http://www.newyorker.com/reporting/2007/11/05/071105fa_fact_grafton?currentPage=2 [aufgerufen am 4.5.2011].

⁹⁶ Wilhelm Schmidt-Biggemann, *Topica universalis*, 1978, 19.

⁹⁷ Walter J. Ong, *Ramus. Method, and the decay of dialogue. From the art of discourse to the art of reason*, New York 1979, 158f.

⁹⁸ Vgl. Wolfgang Brückner, *Historien und Historie. Erzählliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts als Forschungsaufgabe*, in: ders. (Hrsg.), *Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzählliteratur im Protestantismus*, Berlin 1974, 12-123, hier 43-62; Nicole Kuropka, *Philipp Melanchthon. Wissenschaft und Gesellschaft. Ein Gelehrter im Dienst der Kirche (1526-1532)*, Tübingen 2002, 28-37; 45-49; Wilhelm Maurer, *Der junge Melanchthon zwischen Humanismus und Reformation*, Bd. 1, Göttingen 1967, 199-214; ders., *Melanchthons Loci communes von 1521 als wissenschaftliche Programmschrift*, in: *Luther-Jahrbuch* (1960), 1-50.

späteren Interpretationen tritt das Evangelium hinzu.⁹⁹ Melanchthon entwickelte mit Mitteln der Rhetorik methodisch die Hauptartikel lutherischer Lehre.¹⁰⁰

Die *loci* und ihre Unterbegriffe dienten zum Auffinden von Argumenten, als Schlagwörter zur systematischen Erfassung des Stoffes und als Gedächtnishilfen. Zugleich fungierten sie als gliedernde Suchbegriffe, mit deren Hilfe der Leser einen Text überfliegen und inhaltlich erschließen konnte.

Chytraeus arbeitete in seinen Geschichtsvorlesungen an einer weiteren Ausdifferenzierung, zum Zwecke des Unterrichtserfolges aber auch an einer Vereinfachung dieser Methode. Historia wurde zum Ursprung aller Wissenschaften, da sich in den historischen Berichten der Bibel die theologisch wahre Lehre zeige, das Zivilrecht aus der Geschichte des römischen Rechts zu rekonstruieren sei, die Medizin sich aus der Erinnerung an ihre Erfahrungen konstituiere, die Physik mit der Naturgeschichte zusammenfalle und Moralphilosophie allein durch die der Geschichte entnommene Exempla zu überzeugen möge.¹⁰¹ Auf diese Weise wurde die gesamte Schöpfung zum Untersuchungsraum einer methodisch begriffenen Historia, die als göttlich fundiertes Erfahrungswissen die Welt nach Spuren der Offenbarung untersucht.¹⁰² Zum unverrückbaren Axiom dieser Methode wurde das lutherische Bekenntnis auf der Grundlage der Confessio Augustana von 1530, anhand dessen religiös-ethisch bestimmte *loci communes* zum Verständnis historischer Quellen gebildet wurden. Auf dieser Folie wurde eine enzyklopädisch verstandene Geschichte gelesen. Welt und Historie – beides Orte des Erfahrungswissens – glichen einem Theater mit wechselnden Statisten, die ihrer Klassifizierung gemäß die Plätze einnahmen.¹⁰³

In der Vorlesung über Herodots siebtes Buch kristallisieren sich beim Durcharbeiten des Textmaterials neben ethisch-politischen *loci* zu Regeln und Normen des

⁹⁹ Maurer, Melanchthon (wie Anm. 98), Bd. 1, 205f.; Bd. 2, 139-148; 244-261; Brückner, Historien (wie Anm. 98), 57-62.

¹⁰⁰ Philipp Melanchthon, *Loci communes rerum theologicarum, seu hypotyposes theologicae*, Wittenberg: Lotter 1521. Die erste deutsche Ausgabe: *Die hauptartickel und fürnemsten puncten der gantzen hayligen schrift*, [Straßburg: Flach], 1522.

¹⁰¹ Chytraeus, *Chronologia* (wie Anm. 73), 11. Das Konzept ähnelt dem des spanischen Humanisten Sebastian Fox-Morillo (1528-1568), vgl. dessen Schrift *De historiae institutione dialogus*, in: Johannes Wolf (Hrsg.), *Artis historicae Penus*, Bd. 1, Basileae: Perna, 1579, 830. Vgl. hierzu Bollbuck, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 197f.

¹⁰² Zur Historie als Erfahrungswissen vgl. Udo Friedrich, *Grenzen des Ordo im enzyklopädischen Schrifttum des 16. Jahrhunderts*, in: Christel Meier (Hrsg.), *Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur Frühen Neuzeit* (Münstersche Mittelalter-Schriften, 78), München 2002, 391-408, hier 393; Wilhelm Schmidt-Biggemann, *Über Leistungsfähigkeit topischer Kategorien – unter ständiger Rücksichtnahme auf Renaissancephilosophie*, in: Heinrich F. Plett (Hrsg.), *Renaissance-Rhetorik/Renaissance-Rhetoric*, Berlin/New York 1993, 123-142, hier 185.

¹⁰³ Chytraeus, *Chronologia* (wie Anm. 73), 97. Vgl. Bollbuck, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 214f. Zur Semantik des Theatrum als Titel vgl. Markus Friedrich, *Das Buch als Theater. Überlegungen zu Signifikanz und Dimensionen der Theatrum-Metapher als frühneuzeitlichem Buchtitel*, in: Theo Stamm/Wolfgang E. J. Weber (Hrsg.), *Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien* (Colloquia Augustana, 18), Berlin 2004, 205-232.

sozialen Zusammenlebens und der Herrschaftsausübung, die an zeitgenössische Fürstenspiegel erinnern, genuin historische Begrifflichkeiten heraus. Zu ihnen gehören Ereignisse wie die Schlacht an den Thermopylen und geographisch-ethnographische Kategorien, die Bezeichnungen der Völker in Asien anzeigen.¹⁰⁴ Es ist der Beginn einer Entwicklung zu fachgebundenen Begrifflichkeiten erkennbar. Die *loci* sind typographisch aus dem Text herausgehoben, sie teilen das Wissen in kleinere, memorierbare Einheiten mit Suchbegriffen, die einerseits in einer an den zehn Geboten und der Bekenntnislehre abgesicherten Ethik, andererseits in einer

Abb. 4: Abfolge der Historiker, zur Unterstützung der Vorlesung über die Carionschronik (Mss. hist. 5, Bl. 23r-v).

historischen Binnenlogik gründen. Die Memorierbarkeit der Informationen verfestigt ihre chronologische und topographische Ordnung, indem ihre Daten in externe Datenspeicher in Tabellenform ausgelagert werden. Diese Tabellen listen historische Ereignisse aus unterschiedlichen Quellenzusammenhängen (Bibel, griechische und römische Historien, orientalische Königslisten) synchronistisch auf, vergleichen die unterschiedlichen Kalender und stellen eine einheitliche Zeitrechnung her.¹⁰⁵ Andere tabellenartige Einzelblätter tragen die Abfolge der im Unterricht behandelten Historiker, Philosophen o. Ä. zusammen. Sie wurden an die Studenten verteilt und fanden in der Vorlesung praktische Anwendung. Mit dem jeweiligen aus dem Text herausgearbeiteten Hauptbegriff (*locus communis*) bildeten sie einen Merkmalkomplex, an den sich Lehrsätze, Zitate, Literaturnachweise, Vergleichsstellen, Stammbäume etc. anbinden ließen.

¹⁰⁴ Chytraeus, *Chronologia* (wie Anm. 73), 90-93. Vgl. Bollbuck, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 209.

¹⁰⁵ Der *Chronologia Historiae* Herodoti (wie Anm. 73) ist eine solche Tabelle als *Series temporum mundi* angefügt. Vgl. Bollbuck, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 209-211. Zur Gattung der historischen synoptischen Tabellenwerke vgl. Markus Völkel, *Topik, Lokal- und Universalgeschichte bei Jakob Friedrich Reimann* (Gröningen 1668 – Hildesheim 1743), in: Martin Mulsow/Helmut Zedelmaier (Hrsg.), *Skepsis, Providenz, Polyhistorie*. Jakob Friedrich Reimann (1668-1743), Tübingen 1998, 230-266. Zur Standardisierung der synchronistischen Tabelle vgl. Arndt Brendecke, *Synopse, Segment und Vergleich*. Zum Leistungsvermögen tabellarischer Geschichtsdarstellungen der Frühen Neuzeit, in: *Storia della Storiografia* 39 (2001), 75-85.

Die hier ausgewählte, für den Vorlesungszusammenhang entstandene Liste von Historikern betrachtet Chytraeus als die wichtigsten von Melanchthon im „Chronicon Carionis“ verwendeten Autoren, die den Studenten nahezubringen seien (Abb. 4).¹⁰⁶ Er fügte sie zu einer *series temporum* zusammen, die, hintereinander gelesen, eine ununterbrochene Kette der Schöpfung abbilden. Erst nach den Historikern, die Weltmonarchien beschrieben haben, folgen die Kirchenhistoriker; eine Reihenfolge, wie sie für die lutherische Kirchengeschichtsschreibung der Magdeburger Zenturien undenkbar gewesen wäre. Die Literaturangaben kommunizieren die typographische Sekundärspeicherung des Wissens. Zugleich können sich Historie, biblischer Bericht, ethische Betrachtung, antike Literatur sowie etymologische und grammatische Untersuchung in einem *locus* vereinigen. Unter dem Lemma *Nomen Germaniae* in demselben Manuskript finden sich die genauen Quellenangaben, tatsächliche und vermeintliche Namensklärungen von Herodot, Strabo, Plinius, Enea Silvio und angebliche hebräische Etymologien.¹⁰⁷ Die *loci communes* sind die verbindenden Punkte im assoziativen Netz des Vorlesungskommentars. Angesichts der auditiven Technik ordnen sie das Material memorativ vor und vereinigen es zu einem moralisch grundierten, enzyklopädischen Welt-Text. Mikroskopisch wird der Makrotext – die Heilsgeschichte – ausgeschrieben.¹⁰⁸

Chytraeus fasste seine *loci communes* nicht zu einer Sammlung, den seinerzeit beliebten Florilegien, zusammen. Die Verbindung zwischen Büchern, Wissensbeständen, historischen Daten und Leitbegriffen blieb flüssig. Die Suchkriterien zur Hebung des Wissens bildeten sich eher über eine standardisierte Methode, als dass Chytraeus alle Informationen typographisch zusammenführte. Die *loci* arbeiteten als Lesezeichen, sie portionierten und kontextualisierten das Wissen neu. Die mikrohistorischen Befunde, Erläuterungen und Querverweise verdichteten das Kommentarwerk zu einem engmaschigen Daten- und Informationssystem. Dieses System bot eine große Integrations- und Adaptationsfähigkeit. Nachteilig wirkte das Fehlen einer durchgreifenden, standardisierten Speicherung im Druckmedium. Die Wissensdaten lagerten extern: in der Bibel, der Geschichtsschreibung, in Topographien, Atlanten, Chronologien, in den Schriften klassischer Autoren und von Kirchenvätern, in der Naturgeschichte und Empirie. Chytraeus' Suchapparate setzten auf die Macht der *Ars memorativa*. Seine Methode war noch der handschriftlichen Epoche und dem dialogischen Lehr- und Kommentarprinzip verpflichtet.¹⁰⁹ Zusammengehalten wurde der Apparat durch die Person des deutenden Lehrers und Erziehers.

Als Geschichtsschreiber arbeitete Chytraeus über Jahre an der monumentalen „Saxonia“, einer zeitgeschichtlichen Fortsetzung der Krantz'schen Historien. Sie erschien erstmals 1585 und wurde bis 1599 in drei lateinischen Auflagen und einer

¹⁰⁶ UB Rostock, Mss. Hist. 5, Bl. 23r-v.

¹⁰⁷ *Ebd.*, Bl. 53r, 146r-147v.

¹⁰⁸ Völkel, Heilsanstalt (wie Anm. 74), 124.

¹⁰⁹ Zur Unterscheidung skriptographischer und typographischer Informationssysteme vgl. Michael Giesecke, Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, Frankfurt a.M. 1991, 29-36, 58f.

Übersetzung publiziert, wobei die Texte sukzessiv erweitert und umgeschrieben wurden.¹¹⁰ Formal arbeitete Chytraeus Jahr für Jahr ab und sprang dabei von einem Schauplatz zum anderen, an bestimmten Stellen wurden Gründungserzählungen und Vorgeschichten eingefügt.¹¹¹ Dadurch kam es immer wieder zu Handlungsabbrüchen und umständlichen Wiederaufnahmen des Erzählfadens. Das Material erscheint sehr disparat und ist nicht eingegrenzt auf Norddeutschland und Nordeuropa, sondern bezieht auch Berichte aus Italien, Frankreich, Ungarn und Griechenland mit ein. Das liegt zum einen an der Arbeitstechnik. Chytraeus besorgte sich das historische Quellenmaterial über ein europaweit gestreutes Korrespondentennetz und kursierende Briefzeitungen.¹¹² Dadurch flossen zeitgenössisch prominente Nachrichten in die „Saxonia“, die nicht in ihrem topographisch begrenzten Untersuchungsgebiet lagen. Die Briefzeitungen waren ein Spiegel all der Themen, die das kurzfristige kommunikative Gedächtnis der politischen, sozialen und geistigen Eliten prägten.¹¹³ Chytraeus' Geschichtsschreibung durchziehen die Gegenstände des eigenen Erfahrungshaushalts: die Türkenkriege, die Kämpfe mit Russland um Livland und die Religionskriege in Frankreich.¹¹⁴ Die Historiographie wandelte jedoch die auf Serie, Skandalisierung und Exotismus ausgerichteten Berichte der Briefzeitungen um.¹¹⁵ Die Vorboten der Zeitung waren heterogener, weniger hierarchisch, während die Geschichtsschreibung stärker personalisierte, die Ereignisse in einen zusammenhängenden narrativen Fluss einbettete und auf eine retrospektive, adlige Memorialkultur hinauslief. Chytraeus fügte also Edikte, Erlasse, Stammbäume, Lob- und Leichenreden ein, das Material wurde auf herrschaftliche Handlungsträger ausgerichtet, sodass die soziale Memoria und das adlige Ehrprinzip hervortraten. Die schnellere Abfolge der Zeitungsnachrichten wurde eingefroren und von einem befristeten kommunikativen in ein dauerhaftes kollektives Gedächtnis überführt.¹¹⁶

¹¹⁰ Die erste Ausgabe war die *Vandaliae & Saxoniae Alberti Cranzii Continuatio*, Wittenberg 1585. Insgesamt erschienen sechs weitere Editionen einschließlich der von Michael Abel besorgten deutschen Übersetzung, vgl. VD 16 C2550-2556. Die letzte Ausgabe zu Chytraeus' Lebzeiten: *Saxonia, ab Anno Christi 1500. vsque ad M.D.XCIX. Recognita; & aliquot annorum acceßione, & alijs Historijs aucta*, in: ders., *Operum Tomus Quartum*, Lipsiae 1599. Die deutsche Ausgabe: *Neue Sachssen Chronica Vom Jahre Christi 1500. Biß auffs XCVII.*, Leipzig 1597.

¹¹¹ Zum Aufbau der „Saxonia“ und der von Chytraeus angewandten Arbeitstechniken vgl. *Bollbuck*, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 216-228.

¹¹² *Ebd.*, 222 Anm. 911. *Klatt*, Chytraeus (wie Anm. 66), 58f., druckt einen Brief aus dem Jahre 1600 ab, in dem Chytraeus Nachrichten aus Florenz, Köln, Brüssel, Warschau, Dresden, Reval und Emden an Herzog Ulrich von Mecklenburg sandte.

¹¹³ *Bollbuck*, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 224.

¹¹⁴ Die wichtigsten Gegenstände der Briefzeitungen bei *Paul Roth*, *Die neuen Zeitungen in Deutschland im 15. und 16. Jahrhundert*, Leipzig 1914, = ND Leipzig 1963, 16f.

¹¹⁵ Die Briefzeitungen sind – mit Abstrichen – von ähnlichen Merkmalen gekennzeichnet wie die Nachrichten in den Massenmedien: Serialität, Überraschung und Diskontinuität, Personalisierung des Geschehens, Bevorzugung von Konflikten, Skandalisierung von Normverstößen und moralische Bewertung, Lokalbezug und Aktualität. Vgl. *Niklas Luhmann*, *Die Realität der Massenmedien*, 2. Aufl. Opladen 1996, 70.

¹¹⁶ Vgl. *Bollbuck*, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 225f.

Seine Quellenrecherchen stützten Fragebögen zu Landeskunde, historischen Sachverhalten, chronologischen Problemen und administrativen Verhältnissen.¹¹⁷ Das aktuelle Erfahrungswissen nahm einen neuen, gewichtigeren Platz ein. Die moderne Geographie wurde mit messbaren Angaben wie Längenentfernungen und Koordinaten gestützt, die Volkscharakteristik Reiseberichten entnommen, die die antike Ethnographie und Topographie auf eine Beschreibung des Altertums beschränkte – und zuweilen auch dort korrigierte.¹¹⁸

Doch die „Saxonia“ besaß auch eine kirchenhistorische und theologische Grundkonzeption. Sie beschreibt die Ausbreitung der wahren Lehre und Kirche und ihre Kämpfe im Jahrhundert der Reformation. Die heilsgeschichtliche Durchdringung des historischen Alltags, die alle Dinge als prophetische Zeichen der Endzeit interpretiert, schärft den Blick für die singulären Ereignisse und verleitet zur ausführlichen Schilderung aller Wechselfälle. Da nicht der Mensch und Historiker Chytraeus entscheidet, welches Ereignis vor der Folie göttlicher Ewigkeit Bestand haben wird, leidet darunter die Fähigkeit zum historischen Urteil und tätigem Aussortieren. Traditionsverhaftetem Denken folgend, sucht Chytraeus wie die Kirchengeschichte der Magdeburger Centurien nach historischen Vorläufern und Einordnungsmustern, um die reformatorische Bewegung von der Anschuldigung, sie sei eine revolutionäre Neuerung (*res nova*), zu befreien.¹¹⁹ Neuerung hatte den Charakter von Umsturz. Zu diesem Zweck verbindet Chytraeus Vorstellungen christlicher Ordnung und heilsgeschichtliche Entwürfe mit frühhumanistischen Germanenbildern und Nationenkonzepten.¹²⁰ Alle sächsischen Fürsten verbindet in ihrer Ausrichtung auf den gemeinsamen missionierten Ahn Widukind eine genealogisch begründete Verpflichtung zum Schutz von Kirche und Religion. Die Missionierung der Sachsen sei ein eigenes nationales Projekt unter Anleitung der höchsten weltlichen Autorität gewesen.¹²¹ Die frühmittelalterliche Kulturblüte unter den Karolingern beruhe auf Reformen, die Chytraeus unter Umgehung der hochmittelalterlichen Scholastik in eine Tradition

¹¹⁷ Anfrage zur Geschichte Gustav Vasas an König Johann III. von Schweden, *Chytraeus*, *Epistolae* (wie Anm. 84), 582. Ihm schickte Chytraeus zur kontrollierenden Durchsicht seine Abhandlungen über die schwedische Geschichte, ebd., 605f. Den schwedischen Kanzler Erik Sparre bat er um eine Genealogie der eigenen Familie, den Bischof von Gotland, Petrus Johannes, um Informationen zur Insel, und Franz Billerbeg, der pommersche Adlige, der 1581/82 die evangelische Gemeinde in Konstantinopel vertrat, sollte die Angaben zur Walachei und zu Kroatien bessern, ebd., 685f., 737f., 551. Einen Fragebogen versandte Chytraeus an den Rat der Stadt Wismar, vgl. *Klatt*, *Chytraeus* (wie Anm. 66), 59 Anm. 5.

¹¹⁸ Livland erstreckt sich bis 62° N, die Landenge zwischen Bottnischem Haff und Nordmeer (das als *Mare glaciale* firmiert) beträgt nur 3-4 Grad usw. Vgl. *David Chytraeus*, *Chronicon Saxoniae & vicinarum aliquot Gentium: Ab Anno Christi 1500. vsque ad M.D.XCIII.*, Lipsiae 1593, XIV. Vgl. *Bollbuck*, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 253f.

¹¹⁹ Vgl. *Bollbuck*, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 293. Zur negativen Konnotation der *novitas* vgl. *František Graus*, *Epochenbewußtsein im Spätmittelalter und Probleme der Periodisierung*, in: Reinhart Herzog/Reinhart Koselleck (Hrsg.), *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein*, München 1989, 153-166, hier 157.

¹²⁰ Vgl. *Bollbuck*, *Raummodelle* (wie Anm. 1), 293f.

¹²¹ *Chytraeus*, *Chronicon Saxoniae* (wie Anm. 118), 80.

mit der *devotio moderna* der Brüder vom Gemeinsamen Leben stellt.¹²² Pflege von Bildung und Wissenschaft werden zur germanisch-sächsischen Volkscharakteristik. Die Religiosität, die antike Quellen den Germanen oftmals mit der Konnotation von Einfalt unterstellten, weitete sich im Gebrauchskontext des lutherischen Professors Chytraeus zum Aufgabenfeld des Geistlichen, Bildung zu vermitteln und Wissenschaft für Gott zu betreiben. Der Humanismus mündete in der Reformation, Sachsen wurde zum neuen Zentrum der rechtgläubigen Christenheit.

Die Topographie dieser Geschichtsschreibung ist semantisch aufgeladen mit dem Kurfürstentum Sachsen im Zentrum der Darstellung und Wittenberg als neuem Jerusalem.¹²³ Einen hohen Grad der Stilisierung erreicht die Darstellung der Reformation in Schweden, wo sie zum identitätsbildenden Faktor von *patria* und *natio* wird.¹²⁴ Der Befreiung von Dänemark folgte die Annahme der lutherischen Konfession, die auf diese Weise zur Grundlage einer nationalen Herrschaft mit eigener Administration und Kultur wurde. Die Ursache dieser prononcierten Darstellung lag in der Auftragslage. Der Mäzen, König Johann III. von Schweden, der mit einer polnischen Prinzessin verheiratet war, hatte lange Zeit mit der Aufnahme von Jesuiten ins Land sympathisiert. Nach der Abkehr von Rom wollte er sich wieder als guter Lutheraner in das Konzert der protestantischen Fürsten Europas einreihen.¹²⁵ Daher nimmt das religiöse Testament Gustav Vasas und sein Aufruf an die Erben, die lutherische Konfession zu bewahren, eine zentrale Stellung ein.¹²⁶ Über das öffentlich gemachte Vermächtnis des berühmten Ahnen lässt sich der Nachfolger vor der lesenden Welt in die Pflicht nehmen.

Das Material der *Saxonia* ist überbordend. Eine Methode, um sich einen Weg durch den Stoff zu bahnen, bildeten die *loci communes*. Ein Leser, der durch die Schule dieser assoziativen Merkordnung gegangen war, konnte mit Hilfe einiger Schlagworte sogar Herrschaftskritik herauslesen. Die Besetzung der Hansestadt Rostock durch den Landesherrn Johann Albrecht I. wird zu einem Akt der Beschneidung städtischer Freiheiten, die Taten des Herzogs über die Stichworte Dissimulation und Untreue negativ konnotiert.¹²⁷ Interessanterweise widmete Chytraeus das siebzehnte Buch der „Saxonia“, das diese Geschichten abhandelt, den Nachfah-

¹²² Ebd., 80, 83. Vgl. Bollbuck, Raummodelle (wie Anm. 1), 295.

¹²³ Vgl. Bollbuck, Raummodelle (wie Anm. 1), 296f.

¹²⁴ Gustav Vasa als Stifter des schwedischen Protestantismus erhält mehr Raum als alle anderen Fürsten: Chytraeus, *Chronicon Saxoniae* (wie Anm. 118), 258-264; 264-277; 339-342; 358f.; 389f.; 414-416; 451; 453f.; 532f.; 582f. Vgl. Bollbuck, Raummodelle (wie Anm. 1), 302-305.

¹²⁵ Czaika, Chytraeus (wie Anm. 91), 269, 281-283, dort mit der Vermutung, Chytraeus sei gar zum schwedischen Hofhistoriker bestellt worden.

¹²⁶ Das Testament hatte die Söhne Gustav Vasas tatsächlich verpflichtet, die lutherische Konfession zu wahren, vgl. Ingun Montgomery, *The Institutionalisation of Lutheranism in Sweden and Finland*, in: Ole Peter Grell (Hrsg.), *The Scandinavian Reformation. From Evangelical Movement to Institutionalisation of Reform*, Cambridge 1995, 144-178, hier 144f.

¹²⁷ Chytraeus, *Chronicon Saxoniae* (wie Anm. 118), 630, wirft dem Herzog unangemessene Gewaltanwendung vor, ebd., 626f., er habe kaiserliche Befehle vorgetäuscht und die Zusagen gebrochen, die städtischen Privilegien zu schützen. Vgl. Bollbuck, Raummodelle (wie Anm. 1), 342f.

ren des Herzogs, Adolf Friedrich und Johann Albrecht II., wie zur Mahnung.¹²⁸ Der Wissensvorsprung verschaffte dem gelehrten Theologen Kompetenz in der Weltdeutung, die ihn prädestinierte, Mahner des weltlichen Regiments zu sein.

Fazit

Albert Krantz stand an der Schwelle zum Humanismus. Thematisch dem traditionellen Lehrkursus verhaftet, überschritt seine Methodik das alte System. Als Historiker kompilierte er die Quellen, doch verarbeitete er sie auf der Grundlage eines humanistischen Germanenmythos. Seine Konzepte blieben allerdings für eine Rezeption der politischen Eliten zu diffus und narrativ kaum anschlussfähig.

David Chytraeus würde aus heutiger Sicht als ein Epigone Melanchthons bezeichnet werden. Sein Modell von Wissenschaft und Lehre ist nicht innovativ, doch gerade die Wiederholung und Systematisierung der Wittenberger Lehrideen führten zu einer Standardisierung von Wissensbeständen, die dem vormaligen Elitenhumanismus Geltung auf einer breiteren Basis verschaffte und zu einem „Qualifikations- und Repräsentationsmerkmal einer Verwaltungs- und Bildungselite“ wurde.¹²⁹

¹²⁸ Chytraeus, *Chronicon Saxoniae* (wie Anm. 118), 493.

¹²⁹ Thomas Elsmann, *Humanistische Schule, Buchdruck und Antikenrezeption. Anmerkungen zur Bremer Entwicklung bis 1648*, in: Klaus Garber (Hrsg.), *Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der frühen Neuzeit*, Bd. 1, Tübingen 1998, 203-238, hier 221. Vgl. Erich Meuthen, *Charakter und Tendenzen des deutschen Humanismus*, in: Heinz Angermeier (Hrsg.), *Säkulare Aspekte der Reformationszeit* (Schriften des Historischen Kollegs, 5), München/Wien 1983, 217-266, hier 227-230.

Gottfried von Lücken – Rostocker Hochschullehrer in drei Systemen

Im Rahmen der Ringvorlesung „Rostocker gelehrte Köpfe“ über den Hochschullehrer Gottfried von Lücken (1883-1976) zu berichten, liegt deshalb nahe, weil sein hiesiges, über 50-jähriges Wirken etwa das zweite und dritte Viertel des 20. Jahrhunderts abdeckt und damit in eine Zeit wechselnder politischer Systeme mit tiefgreifenden Veränderungen auch an der Universität fällt. Selbst wenn Aktenmaterial, Selbstzeugnisse, Schilderungen von Kollegen, Schülern und Hörern sowie eigenes Erleben eines allerdings damals schon Betagten nur Streiflichter, die teilweise auch zufälligen Charakter annehmen können, eines bewegten Lebens vermitteln, so fügen sie sich doch zu einem Gesamtbild zusammen, das es wert ist, nachgezeichnet zu werden, da es über die Verknüpfung mit einer bestimmten Person hinaus wesentliche Blicke auf die Gesamtsituation der durchlaufenen Zeit bietet.

Bevor von Lücken 1921 an die Universität Rostock berufen wurde, liegen die ihn prägenden Jahre von Kindheit, Schulzeit und Studium schon hinter ihm; sie, wie seine Herkunft, müssen eingangs beschrieben werden, um seine spätere Entwicklung und sein Verhalten in bestimmten Situationen richtig einordnen zu können.

*

Von Lücken ist Mecklenburger; er wurde am 27. Juli 1883 in Wredenhagen an der heutigen Landesgrenze zu Brandenburg geboren. Geburtsort ist das auf einer Anhöhe über der Elde, dem früheren Grenzfluss gegen Preußen, gelegene Herrenhaus inmitten einer mittelalterlichen, damals landwirtschaftlich genutzten Burganlage. Denn sein Vater Ernst-Adam von Lücken (1835-1904), der Jura studiert hatte, war hier und in Bütow Domänenpächter und hatte ein heruntergekommenes Anwesen mit Energie und damals modernen Wirtschaftsmethoden wieder zur Blüte gebracht. Dieser war in zweiter Ehe mit der 25 Jahre jüngeren Hedwig von Bülow (1861-1944) aus der alteingesessenen, jedoch verarmten Linie Kamin (bei Wittenburg) verheiratet. Aus dieser Ehe entstammten zwei Söhne, von denen Gottfried der ältere war, der aber noch zwei ältere Stiefbrüder besaß. Die Familie gehörte auch väterlicherseits mecklenburgischem Uradel an und lässt sich in dieser südmecklenburgischen Gegend bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen.

Mit Absicht ist die Vortragsfassung beibehalten worden, weshalb auf alle Nachweise verzichtet wurde. Denn bei dem Text handelt es sich um eine Vorarbeit zu einer im Entstehen begriffenen „Geschichte der Klassischen Archäologie an der Universität Rostock“. Doch schon an dieser Stelle soll Herrn Albrecht von Lücken/München für seine Unterstützung herzlich gedankt werden, namentlich für das großzügige Überlassen der hier mehrfach zitierten, leider fragmentarisch gebliebenen Lebenserinnerungen seines Vaters und einer Vielzahl von Familienfotos.

Der Vortrag wurde am 15. 4. 2010 am Heinrich-Schliemann-Institut für Altertumswissenschaften der Universität Rostock wiederholt.

Gottfried und sein fünf Jahre jüngerer Bruder wurden anfangs von Kindermädchen und Hauslehrern erzogen; sie wuchsen dabei ungezwungen in einer ländlichen Idylle, allen Sorgen enthoben und auf einem im deutschen Kaiserreich des ausgehenden 19. Jahrhunderts für adlige Junker ungefähr vorgezeichneten Weg heran. Sie umgab ein gediegenes, aber nicht üppiges Zuhause, wo man auf im damaligen Sinne korrektes, herkunftsbewusstes Verhalten, Kontakte zu den verwandten oder befreundeten Nachbargütern, musische Bildung sowie Beherrschen von Fremdsprachen besonderen Wert legte. Doch scheint diese in Kindertagen ungezügelter Freiheit beim heranwachsenden Gottfried erzieherische Schwierigkeiten bereitet und den Eltern einen Wechsel zu einer Erziehung im Verbund mit Gleichaltrigen angeraten zu haben. Jedenfalls kam der Elfjährige 1895 auf das evangelisch geführte und teure Pädagogium Bad Godesberg, wo die Schüler modern in Hausgemeinschaften erzogen wurden. Von Lücken hatte keine Mühe, sich einzufügen und Schritt zu halten, ja in der Gemeinschaft wurde sein Ehrgeiz angestachelt. Mit ausreichenden Lateinkenntnissen versehen, wechselte er im Jahre 1900 als Untersekundaner auf das Hohenzollern-Gymnasium in Berlin-Schöneberg und wuchs in den Folgejahren inmitten eines ganz anderen Milieus zum jungen, ganz auf sich gestellten Mann heran, der zwar als sog. Pensionär in Friedenau ein Zimmer bewohnte, aber zugleich die Großstadt mit ihren vielen Möglichkeiten kennenlernen konnte. Das Abiturjahr 1904 ist überschattet vom Tod des jüngeren Stiefbruders und dem nur Monate später erfolgten Ableben des Vaters. Jener hatte wohl die Hoffnung genährt, dass sein Sohn einmal in seine Fußstapfen treten würde, doch dieser muss ihn noch überzeugt haben können, dass seine Interessen und Fähigkeiten nicht in der Landwirtschaft, sondern auf anderen Gebieten liegen.

Als Zwanzigjähriger nach Hause zurückgekehrt, wo bald der ältere Stiefbruder den väterlichen Betrieb übernehmen wird, blieb die Richtung seiner künftigen Studien zunächst ungewiss. In solcher Situation begann man damals am besten mit einem Jura-Studium, für das 1. Semester in Freiburg, dann zwei Semester mit Nationalökonomie kombiniert in München und ein weiteres in Berlin. Von vielen Hochschullehrern beeindruckt, sind es in München der Archäologe Adolf Furtwängler (1855-1907) und neben anderen in Berlin vor allem der Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin (1864-1945), die von Lückens Studien eine neue Richtung gaben. Seine Neigungen zu Kunstgeschichte, verbunden mit Altertumswissenschaften, verfestigten sich in dieser Zeit so, dass er anfangs nach Halle zu dem Kunsthistoriker Adolf Goldschmidt (1863-1944) und dem Archäologen Carl Robert (1850-1922) wechselte, zwischendurch wieder nach Berlin zurückkehrte und schließlich sechs Semester in Straßburg studierte. Hier hörte er den Archäologen Franz Winter (1861-1930) und den Kunsthistoriker Georg Dehio (1850-1932). Bei Ersterem schrieb er eine (ungedruckte) Preisarbeit über griechische Metopenbilder, bei Letzterem promovierte er 1911 über burgundische Architektur und schloss damit sein Studium ab.

Wegen einer weiteren in Straßburg ausgelobten Preisarbeit reiste von Lücken noch im gleichen Jahr nach Griechenland und gewann im Folgejahr mit vergleichenden Studien zur archaischen griechischen Plastik und Vasenmalerei den großen

Lamey-Preis. Die monatlich fließenden Zuwendungen aus dem väterlichen Erbe und das Preisgeld ermöglichten ihm in den folgenden Jahren ausgedehnte Studienaufenthalte in Italien, Griechenland, Konstantinopel, England und immer wieder Frankreich. Hier wurde er 1914 vom Kriegsausbruch überrascht und musste aus Paris über die Schweiz nach Deutschland fliehen. Als Kriegsfreiwilliger erlebte er den I. Weltkrieg von Anfang an und war seit 1915 an der Ostfront eingesetzt, wo er am 1. Mai 1918 so schwer am Bein verwundet wurde und zu verbluten drohte, dass er Monate im Lazarett verbrachte und zeitlebens mit einer Gehbehinderung leben musste. Zur Rekonvaleszenz nach Wredenhagen in das elterliche Haus zurückgekehrt und im Oktober 1919 als Leutnant aus dem Heeresdienst entlassen, steht der nunmehr 36-Jährige, unterernährt, nach einem Rückfall ausgeblutet, enttäuscht über die Abdankung des Kaisers und seit fünf Jahren ohne Kontakt zur Wissenschaft, dazu stellungs- und fast mittellos gleichsam vor einem Scherbenhaufen.

Aber von Lücken ging den einmal gewählten Weg weiter und ließ sich Anfang 1920 in Berlin erneut immatrikulieren, um in dem von Ferdinand Noack (1865-1931) reorganisierten „Archäologischen Apparat“, wie damals noch das archäologische Universitätsinstitut hieß, die älteren Arbeiten zum Druck vorzubereiten und sich zu habilitieren, wozu er auch Rhetorik-Kurse besuchte. Von einem Eduard-Gerhard-Stipendium der Preußischen Akademie der Wissenschaften unterstützt, schloss er in dieser Zeit das aus seiner Dissertation hervorgegangene Buch „Die Anfänge der burgundischen Schule“ und die Rekonstruktion der in den Kriegswirren verlorenen Preisarbeit über „Archaische griechische Vasenmalerei und Plastik“ ab, die aber erst nach seiner Rostocker Berufung erschienen sind. Gleichzeitig entwickelte er ein Verfahren zur Entzerrung griechischer Gefäßbilder, wofür er 1920 ein deutsches und danach auch mehrere ausländische Patente erhielt und noch 1921/22 ein mit dieser neuen Methode erstelltes, in vier Lieferungen herausgebrachtes Tafelwerk „Griechische Vasenbilder“ vorlegte. Auf Anraten eines Kollegen und nach Vorstellung in der neu gegründeten Hamburger Universität habilitierte sich von Lücken im Mai 1921 dort mit einer Probevorlesung über „Die Entwicklung des Körper- und Raumgefühls in der griechischen Philosophie und Kunst“ in der Hoffnung, dass hier ein archäologischer Lehrstuhl eingerichtet würde; doch sah er sich gezwungen, die unbezahlte Privatdozentur ab Oktober 1921 durch Tätigkeitsaufnahme als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe abzusichern. Aber schon nach wenigen Tagen wurde er aus dieser misslichen Lage durch einen Ruf an die Universität Rostock befreit.

1921-1932 – Weimarer Republik

Wie von Lücken die Universität seines Geburtslandes bei seiner Ankunft im Oktober 1921 erlebte, schildert er ebenso wie alle zuvor durchschrittenen Lebensstationen in einem bisher unveröffentlichten Lebensbericht, den er in hohem Alter doch noch in München diktiert hat, auf folgende Weise:

„Am Donnerstag [13.10.] betrat ich zum ersten Mal die Universität. In der Eingangshalle hing links oben der Gipsabguß eines Reliefs aus Troja mit dem aufsteigenden Gespann des Sonnengottes, das Heinrich Schliemann, Ehren doktor der Universität, der Universität seines Heimatlandes geschenkt hatte. Unter der alten Uhr, in der Mitte der Halle, stand – vom Denkmal Friedrich Franz II. abgegossen – die Statue der Weisheit, den vorgeschobenen Fuß durch eine eiserne Leiste geschützt, damit er nicht abbräche. Die Luft war etwas beklemmend verbraucht. Ich ging die Treppe hinauf, vorbei an den Zimmern des Rektors im ersten Stock, dem Konzil- und Senatszimmer im zweiten Stock bis in den dritten Stock, wo die Seminare der Altertumswissenschaft waren. Hier waren hoch oben über der Treppe, das ganze Treppenhause zierend, neun Büsten antiker Denker und Dichter aufgestellt, ein schönes Symbol klassischer Bildung.“

Durch den plötzlichen Tod Rudolf Pagenstechers (1886-1921) Ende August war die archäologische Professur frei geworden, und das Ministerium hatte rückwirkend zum 1. Oktober 1921 zwar nicht den Erstplatzierten, dafür in dem inzwischen 40-jährigen von Lücken aber einen gebürtigen Mecklenburger berufen. Für ein jährliches Grundgehalt von 9.200,- Mark und Zuschläge oblag ihm als außerordentlichem Professor die Leitung des Archäologischen Instituts mit angeschlossenem Münzkabinett, er hatte mindestens sechs Wochenstunden zu lesen und für die Studenten eine Einführung in die Vorgeschichte anzubieten. Auch packte er gleich an, um eine Diathek aufzubauen und die gerade aus ehemaligem großherzoglichen Besitz von Schwerin an die Universität überstellte Gipsabgusssammlung im Hauptgebäude und vorübergehend auch im Barocksaal aufstellen zu lassen und so wichtige Lehrmittel für ihn als kunsthistorisch arbeitenden Archäologen zu gewinnen.

Schnell suchte von Lücken, Kontakt zu seinen Amtskollegen aufzubauen; schon am Ankunftstag gab es dazu eine Gelegenheit, die bestens die damalige Situation der Universität Rostock charakterisiert, wenn er sich erinnert:

„Als ich an einem Mittwoch [12.] im Oktober 1921 in Rostock ankam, holte mich mein alter Bekannter, der Professor der alten Geschichte Hohl ab. [...] Wir gingen durch das Steintor in Poleys Hotel [*], wo etwa ein Dutzend jüngerer außerordentlicher Professoren und Privatdozenten ihren Mittagstisch hatten. Hier herrschte ein scharfer Ton. Aus den Unterhaltungen merkte ich bald, daß ein sehr starker Gegensatz zwischen den jüngeren und älteren Professoren bestand. Die Universität Rostock war eine Durchgangsstation für viele junge Gelehrte, die hier nur kurz blieben, um bald einen Ruf an einer besser bezahlten Stellung in Preußen anzutreten. In meinen beiden ersten Semestern wurden nicht weniger als 18 Professuren an junge Gelehrte vergeben, obwohl die ganze Universität nur 52 etatmäßige Professorenposten hat-

* Nach Auskunft von Dr. Schröder/Stadtarchiv Rostock (15.1.2010) handelt es sich um das heutige ‚Hotel Nordland (Kleine Sonne)‘ in der Steinstraße 7; es war 1856 als ‚Hotel Stadt Braunschweig‘ begründet worden, dann 1864 von der Familie Poley als ‚Hotel de Paris‘ übernommen und 1871 in ‚Poleys Hotel‘ umbenannt worden; ab 1935 trug es über Jahrzehnte den Namen ‚Hotel Nordland‘.

te. Diesen zahlreichen jungen ehrgeizigen Gelehrten stand der Stamm der älteren Professoren gegenüber, die in Rostock geblieben waren und oft ohne Rücksicht auf ihre wissenschaftliche Qualifikation von der Regierung den Titel Geheimer Hofrat erhielten. [...] Man bezeichnete die Rostocker Professoren als ‚Durchgangsposten für begabte Anfänger‘.“

Es verdiente, weiter zu zitieren, wie von Lücken aus der Rückschau seine damaligen Kollegen skizzenhaft und doch plastisch porträtiert, eine Gabe, die er immer beherrschte und mit wenigen Pinselstrichen kultivierte. Er traf nämlich während dieser Anfangsjahre hier in Rostock auf eine Reihe wohlklingender Namen und pflegte den Umgang vor allem mit den Angehörigen seiner Fakultät: der erwähnte Althistoriker Ernst Hohl (1886-1957), der Psychologe David Katz (1884-1953), der Anglist Robert Imelmann (1879-1945), der Germanist Wolfgang Golther (1863-1945), die Philosophen Franz Erhardt (1864-1930) und Emil Utitz (1883-1956), der Semitologe und Altorientalist Arnold Poebel (1881-1958), der Gräzist Johannes Geffken (1861-1935), der Latinist Rudolf Helm (1872-1966), der Kunsthistoriker Max Hauthmann (1888-1926) oder der Zoologe und Entdecker der ‚Bienensprache‘ Karl von Frisch (1886-1982). Bedauerlicherweise brechen die kontinuierlichen Aufzeichnungen von Lückens bereits in den frühen zwanziger Jahren ab.

In diesen ersten Rostocker Jahren erschienen nun die vor Ruferteilung fertig gestellten Arbeiten. Es folgten kleinere Beiträge, die alle den kunstwissenschaftlichen Ansatz seines Forschens repräsentieren, etwa die Aufsätze „Zur Entstehung des Bildes“ (1922) und „Burgundische Skulpturen des 11. und 12. Jahrhunderts“ (1923), auch gibt er ein kleines Heft „Griechische Vasenbilder in Wien“ (1922) heraus. Eigentlich bereitete er aber das Buch „Die Entwicklung der Parthenonskulpturen“ vor, das dann 1930 als sein Hauptwerk erschienen ist. Hierin werden die an der Bauplastik dieses hochklassischen Tempels zu beobachtenden Stilunterschiede weniger auf einzelne Künstler zurückgeführt, sondern mit dem sich schrittweise vollziehenden Stilwandel erklärt. Diese hier niedergelegten feinsinnigen, einer stilgeschichtlich orientierten Kunstbetrachtung verpflichteten Untersuchungen haben lange nachgewirkt. 1931 erschien dann noch ein Aufsatz über „Goethe und der Laokoon“, womit er – wie auch später erneut – rezeptionsgeschichtliche Themen anging.

In der Lehre vertrat von Lücken nicht nur die Klassische Archäologie, die er als reine Kunstwissenschaft der griechischen und römischen Zeit im Mittelmeerraum betrieb, sondern bezog bis 1935 auch die Vorgeschichte ein, indem er Vorlesungen zur Kunst der europäischen Vorzeit anbot. Seine studentischen Hörer kamen vorrangig aus den altphilologischen Nachbarfächern und als ‚Hauptabnehmer‘ aus der Kunstgeschichte. Von Lücken lehrte also ein typisches Nebenfach, demzufolge auch nur mit wenigen Promotionsabschlüssen. Die Verbindung zur Kunstgeschichte und ihren professoralen Vertretern Leo Bruhns (1884-1957), Albert Erich Brinckmann (1881-1958), Max Hauthmann und vor allem dem länger in Rostock wirkenden Richard Sedlmair (1890-1963), in den 1940er-Jahren schließlich Carl-Heinz Clasen (1893-1979) war folglich recht eng, zumal von Lücken selbst mit kunstwissenschaftlichen Methoden arbeitete.

In diesen bewegten Jahren der Weimarer Republik nutzte von Lücken nahezu jeden von akademischen Pflichten freien Zeitraum zu Reisen entweder nach Italien (1925, 1926) und Griechenland (1926) oder zu den großen Antikensammlungen in London (British Museum 1924, 1927) und Paris (Louvre 1927, 1930). Eine Besonderheit und zugleich ein Zeichen seiner Aufgeschlossenheit stellte die im August/September 1924 mit seiner Frau unternommene Schiffs-/Bahnreise in die noch junge Sowjetunion dar, wo er als einer der ersten westeuropäischen Wissenschaftler den Kontakt zu russischen Gelehrten herstellte, in seinem Falle zu denen, die in der Eremitage von Petrograd/Leningrad die Antikensammlung betreuten: Direktor, ein Balte, Oskar F. Waldhauer (1883-1935) und seine Mitarbeiterin Anna A. Peredolskaja (1894-1968). Wissenschaftlich galt dieser Besuch der hervorragenden Sammlung antiker Vasen in der Eremitage, aber es entstanden zugleich enge persönliche Kontakte, die nach dem II. Weltkrieg unter anderen politischen Bedingungen wieder aufgegriffen wurden. Es liegt eine die Erlebnisse dieser Reise anekdotisch schildernde Niederschrift vor.

Ein gutes Jahr vor dieser Reise hatte von Lücken die Berlinerin Hildegard Stumpfe (1899-1969) geheiratet; aus dieser Ehe gingen ein 1925 geborener Sohn und eine 1930 geborene Tochter hervor. Die Familie erwarb ein 1929/30 Am Kosegarten 10 erbautes Haus, in dem von Lücken bis zu seinem Weggang aus Rostock gelebt hat. Auch seine Position an der Universität verbesserte sich, denn er erhielt 1930 das persönliche Ordinariat, im Bürokratendeutsch heißt er nun ein „mit der Amtsbezeichnung und den akademischen Rechten eines ordentlichen Professors ausgestatteter außerordentlicher Professor“. War von Lücken bald nach seiner Berufung schon korrespondierendes Mitglied des Deutschen Archäologischen Institutes geworden, so stieg er mit seiner 1924 erfolgten Ernennung zunächst zum Vertreter Mecklenburgs in der Zentralkommission dieses Reichsinstitutes, das die deutsche archäologische Forschung im In- und Ausland bis heute koordiniert, später als Universitätsordinarius zu dessen ordentlichem Mitglied auf. Er hatte dieses ehrenvolle Amt bis Anfang der 1950er-Jahre inne und schied damals aus bisher unklaren Gründen aus, die wohl mit dem im Ost-West-Verhältnis ausgebrochenen ‚Kalten Krieg‘ zusammenhängen werden.

1933-1945 – Nationalsozialismus

Der Übergang in die Zeit des Nationalsozialismus scheint für die meisten Hochschullehrer, so auch in Rostock, ohne merklichen Bruch vonstatten gegangen zu sein. Von Lücken, inzwischen 50-jährig, erlangte am 1. April 1934 die längst fällige ordentliche Professur – die Bestellung trägt übrigens die Unterschrift des Gauleiters Hildebrandt – und damit die oberste Stufe der akademischen Karriereleiter. Er ist aber alles andere als ein Karrierist: So tritt er nie in die NSDAP ein; als Kriegsverweigerer des I. Weltkrieges ist nur die Mitgliedschaft in der N.S.K.O.V. (Nationalsozialistische Kriegsoffer-Versorgung e. V.) sowie im NS-Lehrerbund und der NS-Volkswohlfahrt aktenkundig.

Leider ist für die Zeitspanne bis in die ersten Kriegsjahre hinein wenig überliefert. In diesen Zeitabschnitt fällt ein beachteter Aufsatz über „Die Götter auf der Nordseite des Pergamonaltars“ (1939), die er als Verkörperungen von Wassergotttheiten ansieht, was sich allerdings nicht durchsetzt. Darüber hinaus muss er sein Hamburger Habilitationsthema weiter ausgebaut und sich, seinen weit ausgreifenden Interessen folgend, intensiv mit der Wirkung der Antike auf die deutsche Klassik beschäftigt haben. Denn in einem unmittelbar nach Kriegsende erhobenen Fragebogen gab er zwei unveröffentlichte Manuskripte an: „Die Entwicklung der Raumdarstellung in der griechischen Kunst“ sowie „Die Antike bei Klopstock und Hölderlin“. Inwieweit die Arbeiten fertiggestellt waren, entzieht sich unserer Kenntnis; sie wurden nie gedruckt und fanden sich auch nicht im Nachlass. So wird auch nicht deutlich, welchem konkreten Vorhaben seine beiden größeren Forschungsreisen – neben offenbar kleineren in Europa – in jenen Jahren gedient haben, nämlich 1935 in die USA (Besuch der Museen in New York und Boston) und 1937 erneut in die damalige Sowjetunion.

Man gewinnt den Eindruck, als habe sich von Lücken im Übrigen ganz seinen Lehrverpflichtungen und damit der Förderung von Studenten und Doktoranden zugewandt. Diese kamen noch immer mehrheitlich aus den Nachbardisziplinen, also den altphilologischen Fächern (Altgriechisch, Latein) und der Kunstgeschichte, weil die von ihm vertretene Archäologie auch in dieser Periode an der Rostocker Universität nicht über den Rang eines Nebenfaches hinausgelangt ist. Das aufschlussreichste Zeugnis seiner Hinwendung zu den Studierenden sind die durchgeführten Exkursionen, von denen Beteiligte Jahrzehnte später noch begeistert berichtet haben: 1937 nach Paris, 1938 nach Griechenland, 1939 über Griechenland an die türkische Westküste, auf das damals italienische Rhodos und auf der Rückreise mit Abstecher nach Mittelitalien (Paestum und Pompeji). Hier, vor den originalen Denkmälern in den Museen oder auf den antiken Ruinenstätten, war von Lücken in seinem Element, denn er verstand es in beinahe suggestiver Weise, selbst schwierige Sachverhalte nachvollziehbar zu erklären und künstlerische Form sehen zu lernen, vom Einzelnen ausgehend das Prägende herauszuarbeiten und ein kulturelles Gesamtbild zu entwerfen.

Während der Zwischenkriegszeit hat er eine Reihe seiner insgesamt wenigen Schüler zur Promotion geführt, dabei jeweils mehrere in den Jahren 1924 und 1935, meist zu Themen der griechischen Plastik und Vasenmalerei, seinen eigenen Forschungsschwerpunkten. Eine der frühen Doktorandinnen soll herausgegriffen werden, weil sie über ihren Doktorvater in dieser Zeit Auskunft gibt: Lotte H. Eisner (1896-1983), Jüdin mit bewegendem Schicksal, das sie in dem Memoirenband „Ich hatte einst ein schönes Vaterland“ beschrieben hat, Mitbegründerin und Kuratorin der Cinémathèque Française in Paris, ein Leben lang, auch in schwieriger Zeit, mit von Lücken in Kontakt und befreundet. Auf 1924 bezogen erinnert sie sich:

„Mein Professor war gerade zehn Jahre älter als ich. Da wir das gleiche Spezialgebiet [antike Gefäßmalerei] hatten und uns sehr gut verstanden, freudenten wir uns an. Er hatte eine Methode gefunden, wie man die Vasenbilder

auseinanderklappen [d. h. entzerren] konnte, so daß sie flächig erschienen, die Bildgeschichte also vor den Augen abrollten. Das erinnerte schon fast an Film“;

er bewährte sich als Ratgeber bei der Berufssuche:

„Wieder war es mein Freund Gottfried von Lücken, der mir weiterhalf. Ich fuhr einfach zu ihm nach Rostock und fragte ihn um Rat. >Ich kann Sie mir nicht als Archäologin vorstellen<, sagte er, ... >aber Sie können schreiben. Das habe ich an Ihrer Doktorarbeit gesehen. Schreiben Sie ! Schreiben Sie über Kunst.<“;

und von der Deportation ihrer Mutter 1940

„erfuhr ich erst genauer lange nach dem Krieg, durch meinen alten Archäologieprofessor von Lücken, von dem ich sicher war, daß er kein Nazi gewesen ist, ja sogar einen jüdischen Arzt unter Lebensgefahr bei sich versteckt hatte“.

Er scheint Frau Eisner während ihrer Emigration sogar besucht zu haben, dann wohl im Paris der dreißiger Jahre; und nach dem Krieg bestand der Kontakt fort und gipfelte in einem Vortragsbesuch der großen alten Dame der Stummfilmzeit an der Universität Rostock im Juli 1966, wiederum auf Veranlassung von Lückens. Auch zu anderen ‚rassisch‘ Verfolgten, etwa zu seinem Studienfreund aus Straßburger Zeiten, Willy Cohn, oder seinem ehemaligen Kollegen Emil Utitz und Jüngeren, die damals nicht mehr studieren konnten, brach er den Kontakt nicht ab bzw. knüpfte nach Kriegsende an alte Verbindungen an. Hier zeigt sich die von einem humanitären Grundverständnis bestimmte Lebenshaltung von Lückens, seine unkomplizierte Offenheit, meist durch Körperhaltung oder eine Geste spürbare Hinwendung zum jeweiligen Gegenüber, das mit der Gabe des Zuhören-Könnens begann und sich häufig in unmittelbarer Hilfeleistung manifestierte, wie dies auch spätere Generationen dankbar erfahren haben.

Der II. Weltkrieg holte von Lücken – sicher wegen seiner Behinderung – zwar nicht mehr unmittelbar an die Front, doch wird er vom Sommer 1941 bis Anfang 1943 einberufen, um als Dolmetscher (zuletzt im Range eines Hauptmanns d. R.) im Kriegsgefangenenlager für belgische Offiziere (Oflag IIa) in Prenzlau zu dienen. Kurz nach einer Versetzung zum Landeschützen-Ersatz-Bataillon 2 in Stettin wurde er im März 1943, nun nahezu 60-jährig, aus dem Wehrdienst entlassen. Seine Rückkehr an die Universität war gleich mit einem Einsatz besonderer Art verbunden: Von der Heeresverwaltung hatte die Universität Rostock den Auftrag erhalten, in Norwegen Kurse für eingezogene (Not-)Abiturienten und Studenten abzuhalten – eine bisher nicht erforschte Episode der Rostocker Universitätsgeschichte. 15 Rostocker Lehrkräfte, neben von Lücken auch der Germanist Hermann Teuchert (1880-1972) und der Philosoph Walter Bröcker (1902-1992), begaben sich im April 1944 auf Reisen und hielten Fortbildungsvorträge jeweils mehrere Tage in Oslo, Trondheim und Narvik, wohin die studierfähigen jungen Soldaten zusammengezogen wurden. Von Lücken und Bröcker wurden sogar in das noch nördlicher gelegene

Hauptquartier des Oberkommandierenden beordert, um dort aus ihren Fachgebieten vorzutragen. Aus Aufzeichnungen von Lückens geht hervor, wie er einerseits die Verbitterung der Bevölkerung gegen die deutsche Besatzung spürte, andererseits von der pessimistischen Grundstimmung selbst beim Oberkommandierenden über den Ausgang des Krieges erfuhr. Noch deutlicher ist das Erleben der letzten Kriegswochen in Rostock und an der Universität. Hier soll von Lücken selbst sprechen, wenn er sich erinnert:

„Anfang des Jahres 1945 rückte die Rote Armee immer näher. Trotzdem hörte bei den Parteigenossen die Siegeszuversicht immer noch nicht auf. Noch Anfang Februar mußte der Rektor an Stelle der Göttin der Weisheit, die ursprünglich in der Eingangshalle der Universität stand, eine Büste Hitlers mit einer Rede aufstellen, zu der der Lehrkörper geladen war. Noch Anfang April hatte ich mit einem begeisterten jüngeren Parteigenossen eine heftige Diskussion, weil er noch immer an den offiziell proklamierten Endsieg glaubte. Ende des Monats hörte man schon in der Ferne Kanonendonner, aber wir mußten auf Befehl des Rektors weiterhin Kolleg halten. [...] Am ersten Sonnabend im April ging ich in die Universität, um meine Vorlesungen zu halten – es waren in der letzten Woche nur noch zwei Damen anwesend gewesen –, aber nun war endgültig niemand mehr anwesend. So ging ich nach Hause. Auf der Straße sah man viele flüchtende deutsche Soldaten. Einige waren in der Kröpeliner Straße in ein Schnapsgeschäft eingedrungen und plünderten dieses. Die deutsche Polizei und die Soldaten zogen ab, es war keine Obrigkeit mehr vorhanden, ein unheimliches Gefühl.“

1945-1972 – Nachkriegszeit und DDR

Dieses Gefühl, dazu die Unsicherheit angesichts der Plünderungen durch russische Soldaten in den ersten Nachkriegstagen und mit der unaufschiebbaren Frage konfrontiert, wovon man leben soll, blieben in den nächsten Wochen allgegenwärtig. Von Lücken suchte vergeblich Arbeit auf einem Rostock benachbarten Gut, arbeitete einige Wochen als Wachmann im Kohlehafen – dafür gab es jeden Tag ein Essen im Ratskeller und pro Woche ein Brot – und baute im Garten hinter dem Haus und auf einem ihm außerhalb zugewiesenen Acker selbst Kartoffeln und anderes an, denn man musste an den Winter denken. Er schloss sich mit einigen Universitätskollegen, die sich in vergleichbaren Situationen befanden, zusammen, und man organisierte unter dem Vorangehen des vergleichenden Sprachwissenschaftlers Hans Dettlef Jensen (1884-1973) russische Sprachkurse. Schrittweise begann sich das Leben zu normalisieren; ein Besuch des russischen Kommandanten an der Universität bewirkte, dass die Professoren ein Brot wöchentlich und Verpflegung erhielten. Im Laufe des Jahres kehrte seine vor den Bombenangriffen geflüchtete Frau mit Tochter zurück, die bei einem verwandten Pastor südlich von Schwerin untergekommen waren, und gegen Jahresende meldete sich der Sohn, von dem man seit Kriegsende

nichts gehört hatte, aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft. So vergingen die Monate bis zur Wiedereröffnung der Universität.

Über den Neubeginn erinnert von Lücken Folgendes:

„Im Januar 1946 wurde die Universität von der russischen Administration geräumt und wir konnten unsere Räume wieder beziehen. Alles war in einem trostlosen Durcheinander, und wir hörten, daß die russische Militärverwaltung sich darüber wunderte, daß wir nicht imstande seien, hier schnell Ordnung zu schaffen, aber einstweilen hatten wir keine Hilfskräfte. Nach einigen Wochen wurden dann der Rektor und die zwanzig Professoren, die noch übrig geblieben waren [nach Entnazifizierung wurden im März 1946 bei der Bestätigung des neuen Lehrkörpers sogar nur 14 ehemalige Professoren übernommen], auf die Kommandantur befohlen. Der Rektor [Günther Rienäcker (1904-1989), bereits im November 1945 gewählt] entwickelte einen Plan, wie er den akademischen Unterricht wieder organisieren wolle, und der russische Kommandant tat, als ob er befugt sei, auf diesen Bericht hin die Universität wieder zu eröffnen. Es wurde zur Feier der Wiedereröffnung im Ratskeller ein großes Fest gegeben und im Theater gab es eine Festvorstellung, zu deren Beginn sehr wirkungsvoll der Prolog aus dem >Faust< vorgetragen wurde.“

Die offizielle Neueröffnung datiert auf den 25. Februar 1946, und es blieb wenig Zeit bis zum Beginn des Sommersemesters. Vorrangig musste es um die Wiederbesetzung der vakanten Lehrstühle gehen. In der Philosophischen Fakultät etwa, an der neben von Lücken nur vier weitere Professoren verblieben waren, unter ihnen seine unmittelbaren Kollegen, der Althistoriker Ernst Hohl und der Gräzist Hermann Kleinknecht (1907-1960), organisierte der neugewählte Dekan Ernst Hohl die Aufbauarbeit, und es fanden erste Berufungen, so die des Historikers Heinrich Sproemberg (1889-1966), statt. Noch Jahrzehnte später hat von Lücken den Wiederbeginn der Vorlesungen Anfang April 1946 so geschildert:

„In Rostock waren inzwischen alle Vorbereitungen getroffen, um die Universität wieder zu eröffnen. Alle Räume waren geheizt. Ich brachte die Lichtbilder aus dem benachbarten Dorf wieder zurück und begann mein Kolleg. Mit etwas Bedenken, da ich dachte, daß sich für die griechische Kunst niemand mehr interessieren würde. Aber ich war angenehm enttäuscht [er meint: überrascht], das Auditorium war voll von Hörern, die meine Vorlesungen mit Interesse hörten. Sie waren ja in den vier [sic!] Kriegsjahren ohne Kontakt mit der Wissenschaft gewesen und gierig, wieder etwas zu lernen.“

Der Elan dieser ersten Jahre nach dem Krieg, die an der Universität von einer politisch gewollten Neuorientierung, demzufolge auch von tiefgreifenden Umstrukturierungen und häufigem Personalwechsel gekennzeichnet waren, ließ wie andere gleichaltrige Kollegen auch von Lücken nicht ruhen. So beteiligte er sich neben dem Rektor und anderen wie dem Verleger Peter E. Erichson (1881-1963) Anfang April 1946 im Rahmen einer universitären Einführungsveranstaltung an einer Vortragsreihe, die das Ziel verfolgte, die demokratische Erziehung der Studenten zu fördern;

leider ist nicht bekannt, welches Thema er behandelte. Neben den fachlichen Lehrveranstaltungen engagierte sich von Lücken als Vortragender in vielfältiger Weise auch in der Öffentlichkeit: So war er im November 1945 an einer „Woche der Kultur in Rostock“ beteiligt, referierte im Mai 1946 im Rathaus über „Ungeistiger Nazi-Kulturbetrieb“, trat im Juni 1947 bei der vom Kulturbund initiierten „Woche der Wissenschaft“ mit einem Beitrag auf, nutzte die Volkshochschule als Forum und unterstützte die „Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion“ mit Beiträgen zur russischen Kunst. Mit dem politischen Neuanfang verband von Lücken auch persönliche Konsequenzen und trat – bisher stets ohne Parteienbindung geblieben – im Januar 1946 der SPD bei, ohne vorhersehen zu können, dass er damit wenige Monate später, d. h. nach dem Vereinigungsparteitag von KPD und Ost-SPD, auf einmal und ungewollt SED-Mitglied war. Ohne Zweifel gehört er damit für die Außenwelt zur fortschrittlichen Gruppe der Rostocker Hochschullehrer, hat nach eigenen Aussagen aber alles versucht, die Mitgliedschaft selbst nie mit Leben zu erfüllen; vorgeschobenes Alter, Beitragsverweigerung und anderes Hinhalten in der Absicht, Schaden von Person und vertretenem Fach abzuhalten, haben offenbar in den 1950er-Jahren diese Parteizugehörigkeit einvernehmlich auslaufen lassen. Diese stille Bereinigung eines ungewünschten Zustandes passt so ganz zur Person von Lückens, der die Konfrontation nach Möglichkeit mied und lieber vermittelnde Positionen einnahm.

Mit Energie betrieb er unter den damaligen Rahmenbedingungen den Ausbau des fortbestehenden Archäologischen Instituts mit Münzkabinett, sammelte Altphilologen und Kunsthistoriker als Schüler um sich, von denen einige später in den Staatlichen Museen zu Berlin gute Positionen einnahmen: Werner Timm (1927-1999), Vera Ruthenberg (1920-2009). Zum Sommersemester 1947 konnte er die Archäologische Gipsabgusssammlung, die teils angestammt im Hauptgebäude, teils neu im speziellen Ambiente des Barocksaals untergebracht war, wieder zugänglich machen; diesen positiven Zustand hat er aber auf Dauer nicht zu halten vermocht, denn aus Raumangel wurde bereits in den 1950er-Jahren die Mehrheit der beweglichen Gipse an die Humboldt-Universität zu Berlin überführt, wo sie in den Folgejahren weitgehend untergegangen sind. Noch im November 1945 war er bis zur beabsichtigten Berufung eines Kunsthistorikers und später noch einmal mit der Leitung des Kunsthistorischen Instituts betraut worden, ebenso nahm er zeitweise die Vertretung der verwaisten Ur- und Frühgeschichte wahr. Obwohl sich zwei Auswärtige in den Folgejahren bei ihm habilitierten (1951 Erwin Bielefeld [1907-1975], 1964 Helga Reusch [1916-1978]), hat von Lücken wohl angesichts seines Alters offenbar keinen eigenen Studiengang für Klassische Archäologie mehr etablieren wollen. Und als in den 1950er-Jahren die Schließung des Studienganges Kunstgeschichte, deren Studierende in der Regel Archäologie als Nebenfach belegten, immer wieder drohte, fehlten auf einmal die pflichtgemäßen Hörer. Um weiter als Vermittler antiker und nachantiker Kunst wirken zu können, griff er auf seine Erfahrungen in der Öffentlichkeitsarbeit zurück und bot neben gelegentlichen Übungen für Altphilologen und Theologen eine Vorlesung für „Hörer aller Fakultäten“ an. Diese wand-

te sich an Kunstinteressierte sowohl an der Universität wie aus der Stadt und fand wöchentlich am Donnerstag, 17 Uhr c. t., im Hörsaal 10 im Universitätshauptgebäude statt. Semester für Semester las von Lücken hier im damals noch mit Gipsabgüssen des Parthenonfrieses geschmückten Raum meist über griechische und römische, bisweilen ägyptische und altorientalische Kunst, gelegentlich sogar darüber hinausgreifend. Diese Veranstaltungsreihe wurde im Laufe der Jahre zu einer Institution, die magnetisch Jung und Alt anzog und die er bis zu seinem Weggang aus Rostock im Jahre 1972 beibehielt, unterbrochen nur im Frühjahrssemester 1962, in dem er einen Oberschenkelhalsbruch auskurieren musste. Mit seiner großen, hageren Gestalt, auf einen Stock gestützt, der Kopf überragt von einer schlohweißen Haarfülle, hinterließ er einen nachhaltigen Eindruck, besonders wenn er sprach. Dies geschah völlig frei, anfangs leise, um die Hörer an sich zu binden; weil seine Sehschärfe im Alter merklich nachgelassen hatte, memorierte er seine Vorlesungen so, dass vor allem die Anfangs- und Endpassagen druckreif wirkten. Ein hörbares Klopfen mit dem Stock bedeutete dem Diaschieber an den zwei Projektoren – das Zeitalter von Beamer und Laptop war noch nicht angebrochen –, dass das nächste Bild folgen sollte. Pünktlich schloss er seine Ausführungen, beantwortete aber jenseits der Tür noch Fragen, wobei er die Damen mit „gnädige Frau, gnädiges Fräulein“ ansprach. Wenn dies auch altmodisch wirkte, bei allem Entgegenkommen eben doch eine gewisse Distanz verriet, wurde er dennoch verehrt und war eine stadtbekannte Erscheinung.

Was seinen Status betrifft – im Jahre 1948 hatte er immerhin schon sein 65. Lebensjahr vollendet –, so erhielt er zum 1. September 1951 einen sog. Einzelvertrag, der ihm neben einem verhältnismäßig hohen Einkommen über sein Emeritierungsalter hinaus das Recht einräumte, Direktor des Archäologischen Instituts mit Münzkabinett zu bleiben und zur Unterstützung sogar erstmalig einen Assistenten zu erhalten. Vielleicht stand dies alles mit dem Plan, von Lücken nach Leipzig zu berufen, im Zusammenhang, was sich im Laufe des Jahres 1951 aber erledigte. Ende August 1954 erfolgte dann die Emeritierung des nun 71-Jährigen, er blieb aber kommissarischer Direktor ‚seines‘ Instituts und verlor dieses Amt durch Entpflichtung erst im Zuge der III. Hochschulreform von 1968, die u. a. die alten Universitätsstrukturen zugunsten einer Neugliederung auflöste.

Dem war 1965 der Zusammenschluss der altertumswissenschaftlichen Disziplinen (Alte Geschichte, Gräzistik, Latinistik, Klassische Archäologie) zu einem – allerdings nur kurzlebigen – Institut für Altertumswissenschaften vorausgegangen, was von Lücken tatkräftig befördert hatte. So und durch seinen ersten als Vollarchäologen ausgebildeten Assistenten entlastet, nahm er im Alter noch einmal Anlauf zu wissenschaftlichem Forschen. Er fand einen neuen Themenbereich durch ein Originalkunstwerk, den Rostocker Adonis-Sarkophag, der mit anderen durch die Bodenreform herrenlosen antiken Monumenten nach Rostock gelangt war und die damals provisorisch im Kloster zum Heiligen Kreuz aufgestellt wurden. Von diesem Stück ausgehend, wandte er sich der Stilentwicklung römischer Sarkophage, jenen steinernen Begräbniskisten mit oft ornamentalem oder figürlichem Schmuck, zu und

verfolgte mit religionsgeschichtlichen Studien die orientalische Herkunft des Adonis-Mythos. Denn der Sarkophag zeigt einen Zyklus von zum Teil nur hier vorliegenden und von Lücken erstmals gedeuteten Reliefdarstellungen, die den Lebensweg des antiken Vegetationsgottes vorführen und einen Blick auf Herkunft und Verständnis antiker Jenseitsvorstellungen erlauben. Davon zeugte eine Reihe zwischen 1956-1971 entstandener knapper, in ihrer Argumentation überzeugender Aufsätze, ohne jedoch eine abschließende und zusammenfassende Publikation vorzulegen. Anders bei seinem Alterswerk: 1972 veröffentlichte von Lücken die nicht umfangreiche, aber herausragende Stücke umfassende Schweriner Sammlung bemalter griechischer Gefäße im Rahmen des CVA = Corpus Vasorum Antiquorum, einem schon lange laufenden internationalen Forschungsprojekt zur wissenschaftlichen Erschließung der Museumsbestände antiker Keramik weltweit. Zu seinem Leidwesen musste er erleben, dass sich das Anerkennungsstreben der DDR auch auf einem so entlegenen Sektor wie den archäologischen Publikationen gerade mit seinem CVA-Band Bahn gebrochen und eine eigene Länderzählung durchgesetzt hat, nachdem zuvor alles noch gesamtdeutsch erschienen war. Diese Materialvorlage war von zwei Aufsätzen zu Entwurfsprinzipien in der attischen Vasenmalerei begleitet. Um die aus finanziellen Gründen eingeschränkte Literaturversorgung an Devisen kostenden Fachbüchern und so dem Mangel an ihm zugänglicher Fachliteratur teilweise entgegenzuwirken, hat von Lücken in den 1950er- und 1960er-Jahren eifrig rezensiert. Parallel dazu erschienen mehrere wissenschaftshistorische Beiträge, von denen jene „Zur Entwicklung der Altertumswissenschaft an der Universität Rostock“ (1964) bzw. über „Die Berliner Altertumswissenschaft um die Jahrhundertwende“ (1970) Erwähnung verdienen, weil sie als Vorarbeiten zu eigenen, immer wieder von ihm erwarteten Memoiren verstanden werden konnten. Mit zwei Beiträgen zum Klassischen in der bildenden Kunst Europas (1967/8) ist der bis ins hohe Alter geistig regsam Gebliebene gleichsam zu seinen Anfängen zurückgekehrt.

Selbst seine Reiselust war ungebrochen: Von Lücken hielt sich in den 1950er-Jahren mehrfach in Italien auf, besuchte Paris und reiste in seinem letzten Rostocker Jahrzehnt einige Male in die damalige Sowjetunion, um die früheren Kontakte zu Museumskollegen in Leningrad und Moskau wieder mit Leben zu erfüllen. Gemeinsam mit dem Autor dieser Zeilen hat er im Februar 1966 sogar eine Fachexkursion von Altertumswissenschaftlern und Kunsthistorikern aus Rostock, Berlin und Leipzig organisiert, die auch zu persönlichen Begegnungen mit russischen Fachkollegen geführt hat und allen Beteiligten in unauslöschlicher Erinnerung geblieben ist.

Bei so langer und tatkräftiger Verbundenheit mit der Universität Rostock und vielen seiner hiesigen Fachkollegen blieben Ehrungen im Alter nicht aus: 1963 anlässlich seines 80. Geburtstages Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Rostock; 1968 Festveranstaltung zum 85. Geburtstag und Überreichen einer Festschrift; 1971 Verleihung der Ehrennadel der Universität aus Anlass seines 50-jährigen Dienstjubiläums. Aber ihm blieben auch bittere Zeiten nicht erspart, denn in den Weihnachtstagen 1969 verstarb seine Frau Hildegard von Lücken.



Abb. 1: Gottfried von Lücken, 1963, Bronzekopf in Rostocker Privatbesitz;
Künstlerin: Hertha von Guttenberg (1896-1990) [Aufnahme: E. Altrichter, 2010].

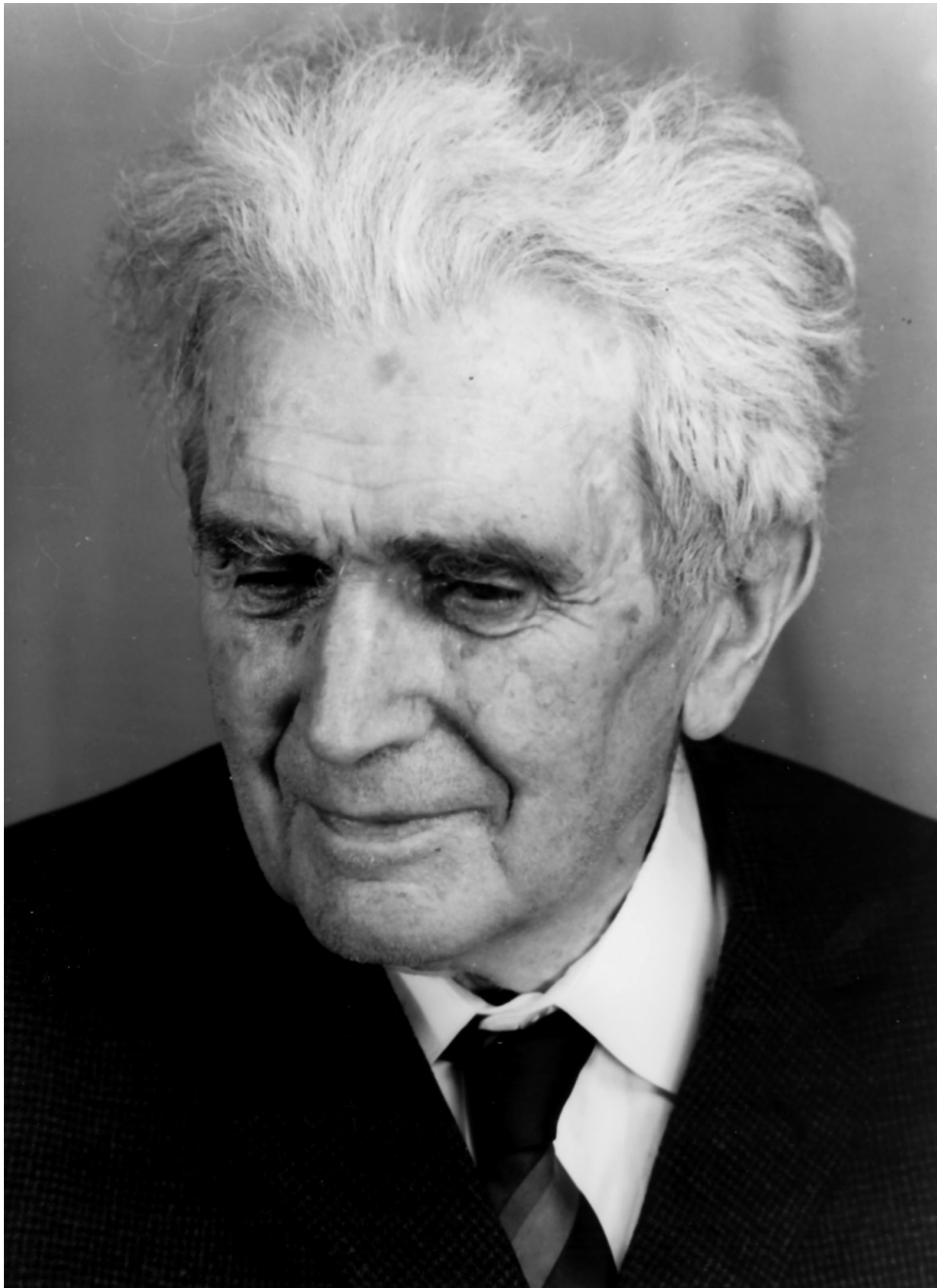


Abb. 2: Gottfried von Lücken, 1968 [Hochschul-Film- und Bildstelle, Fotograf unbekannt].

*

Möglicherweise hatte sich von Lücken schon länger mit dem Gedanken getragen, seinen Wohnsitz nach München in die Nähe der Familie seines Sohnes zu verlegen; das Alleinsein, zunehmende Altersbeschwerden und schwindende Kräfte mögen den Ausschlag gegeben haben. Auch hatte die 1968 erfolgte Einbindung seines Faches, ja der gesamten Altertumswissenschaften in eine Sektion Geschichte seinem Gestaltungswillen bzw. Mitwirkungsrecht die letzte Basis entzogen. So hat er gleichzeitig mit dem Erscheinen seines Alterswerkes, des genannten CVA-Bandes, den Antrag auf Übersiedlung nach München gestellt und Ende November 1972 Rostock mit Hausstand und kompletter Bibliothek verlassen.

Obwohl von Lücken über 50 Jahre in Rostock gewohnt und gewirkt hat, scheint ihm der Abschied nicht schwer gefallen zu sein. Denn er schreibt 1973 an die Witwe seines früheren Kollegen Utitz, dass er in München an seine Studienzeit von 1904 und spätere Besuche anknüpfe, und fährt aufschlussreich fort:

„So fühle ich mich hier eigentlich ebenso heimisch wie in Rostock, das ich eigentlich, obwohl ich Mecklenburger bin, nie als meine Heimat angesehen habe, weniger als Berlin, Paris oder Rom. Ich fühle mich nur auf dem Lande oder in der Grosstadt heimisch. Vor meiner Übersiedlung war ich noch einmal in meinem Heimatdorf, das alte Herrenhaus [...] stand noch unversehrt, das war herrlich.“

Seinem Landsmann Heinrich Schliemann (1822-1890) nicht unähnlich, fühlte er sich als Weltbürger, eher Europäer, mit mecklenburgischen Wurzeln.

Es bedurfte also in München keines großen Einlebens, als er nach einer Übergangszeit in einem Altenheim Wohnung bezogen hatte. Er besuchte Bibliotheken und Ausstellungen, hielt einige Vorträge, beschäftigte sich mit seinen Büchern und seinen Erinnerungen, von denen er einen Teil auch diktiert hat, betrieb eine noch immer rege Korrespondenz, um derentwillen er wegen seiner nahezu unleserlich gewordenen Schrift zuletzt auf die Schreibmaschine zurückgriff, und hatte Umgang mit älteren Bekannten bzw. gewann neue hinzu. Selbst das Reisen konnte er nicht lassen, so im Jahr nach seiner Übersiedlung nach Griechenland, noch mindestens zweimal nach Rostock und 1976 in kurzen Abständen nach Istanbul, Kopenhagen bzw. Paris. Ein wirklich bis zuletzt ausgefülltes Leben, das sich auch so erfüllte: Beim Besuch des Louvre stürzte er Ende August 1976 auf dem glatten Boden, brach sich das Hüftgelenk, wurde noch in Paris operiert und danach in eine Münchener Klinik rückgeführt; dort schon auf dem Weg der Besserung mit einem Gehgestell hantierend und voller Pläne, starb er am 11. Oktober 1976 im 94. Lebensjahr an einer unerwarteten Lungenembolie und wurde wenige Tage später auf dem Münchener Waldfriedhof bestattet.

Will man von Lücken abschließend als Wissenschaftler charakterisieren, so fällt auf, dass er auf sehr breitem Gebiet gelehrt und geforscht hat, nämlich vom Altertum bis zur deutschen Klassik reichend und mit Zentrierung auf Untersuchungen zum Stil archäologischer wie kunsthistorischer Monumente. Das hat sich allerdings nur in einer überschaubaren Zahl von Publikationen niedergeschlagen. Auf ihn trifft

gleichermaßen zu, was er rückblickend auf einen seiner Berliner Lehrer, Reinhard Kekulé von Stradonitz (1839-1911), formuliert hat: „Die aber, die etwas von Kunst verstehen, schreiben leider sehr wenig.“ Was eher verblasst, weil die Zeitzeugenschaft – wenn sie nicht fixiert wird – mit den Jahren schwindet, ist die unmittelbare Wirkung als Hochschullehrer und Mensch; dies trifft auch auf von Lücken zu, der bei seinen Studenten, Doktoranden, Assistenten und Kollegen, bei Nahe- wie Fernerstehenden einen nachdrücklichen, bisweilen prägenden Eindruck hinterlassen hat. Das Auf und Ab seines Faches, Höhen und Tiefen der Universität Rostock, auch die wechselnden politischen Zustände/Systeme im Land hat er über ein halbes Jahrhundert teils schmerzlich miterlebt, dabei sein unabhängiges Denken bewahrt und nur wenige Zugeständnisse gemacht bzw. machen müssen. Dies begründet seine starke, zuletzt von Altersweisheit gezeichnete Ausstrahlung, die ihn in den sich hierzulande immer mehr verengenden Verhältnissen der Nachkriegsjahrzehnte über seine Wirkungsstätte hinaus und nicht nur in seinem engeren Fachkreis zu einer Symbolfigur werden ließ.

Über die Autoren

Dr. Harald Bollbuck, Studium der Geschichte, Klassischen Archäologie und Lateinischen Philologie in Rostock, Wien und Berlin (Humboldt-Universität), Promotion an einem Graduiertenkolleg in Kiel, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Projekte zum Briefwechsel von Martin Opitz und zu den Magdeburger Zenturien, derzeit Bearbeiter im Editionsprojekt „Kritische Gesamtausgabe der Schriften Andreas Bodensteins von Karlstadt“.

Ausgewählte Publikationen: Lachen für den wahren Glauben. Lutherische Pasquillen im publizistischen Diskurs der Interimszeit, in: Valenzen des Lachens in der Vormoderne (1250-1750), hrsg. von Stefan Biessenecker und Christian Kuhn. Bamberg 2012 (Bamberger Historische Studien 8), 241-268; Die Geburt protestantischer Kirchengeschichtsschreibung aus theologischer Topik. Zur historischen Methode der Magdeburger Zenturien, in: Hermeneutik – Methodenlehre – Exegese. Zur Theorie der Interpretation in der frühen Neuzeit, hrsg. von Günter Frank und Stefan Meier-Oeser. Stuttgart/Bad Cannstatt 2011 (Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten 11), 127-146; Testimony of True Faith and the Ruler's Mission. The Middle Ages in the Magdeburg Centuries and the Melanchthon School, Archiv für Reformationsgeschichte 101 (2010), 396-420; Urgeschichte als Identitätsmodell: Albert Krantz' Wandalia, in: Geschichte schreiben. Ein Quellen- und Studienhandbuch zur Historiografie (ca. 1350-1750), hrsg. von Susanne Rau und Birgit Studt. Berlin 2010, 421-431; Martin Opitz. Briefwechsel und Lebenszeugnisse. Kritische Edition mit Übersetzung, hrsg. von Klaus Conermann unter Mitarbeit von Harald Bollbuck, 3 Bde. Berlin 2009; Geschichts- und Raummodelle bei Albert Krantz (um 1448-1517) und David Chytraeus (1530-1600). Transformationen des historischen Diskurses im 16. Jahrhundert (Imaginatio borealis 8). Frankfurt/M. u. a. 2006.

Dr. Fynn Ole Engler, 1991 bis 1997 Studium der Philosophie und Physik an den Universitäten in Rostock und Edinburgh (1997 M.A., 1999 Dipl-Phys.), seit 1998 Mitarbeit an der Moritz-Schlick-Forschungsstelle, seit 1. September 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Philosophie, seit 1. Oktober 2006 Gastwissenschaftler am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte Berlin (Abteilung 1, Prof. Jürgen Renn); seit 30. November 2006 Mitglied und Geschäftsführender Vorstand des Rostocker Zentrums für Logik, Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte (ZLWWG); seit 2008 Mitherausgeber der Schlickiana (gemeinsam mit Dr. Mathias Iven und Prof. Hans Jürgen Wendel); seit 1. Januar 2011 Mit-Herausgeber der Moritz-Schlick Gesamtausgabe im Rahmen des Langzeitvorhabens der Akademie der Wissenschaften in Hamburg "Moritz Schlick Gesamtausgabe. Nachlass und Korrespondenz"; seit 1. Mai 2011 Leiter des DFG-Projekts: "Transformationen und integratives Potential der wissenschaftlichen Philosophie"; seit 1. Oktober 2011 Koordinator/stell. Projektleiter des am ZLWWG durchgeführten interdisziplinären Verbundprojektes im Rahmen der Forschungsfonds des Landes Mecklenburg-Vorpommern: "Transformation wissenschaftlichen Wissens in den Le-

benswissenschaften: Morphologie und Neurowissenschaften im Wandel".

Ausgewählte Publikationen: Klassifikation von wissenschaftlichen Darstellungen (gemeinsam mit Martin Lemke, Tobias Breidenmoser und Manfred Drack), in: Visualisierung und Erkenntnis; Bildverstehen und Bildverwenden in Natur- und Geisteswissenschaften, hrsg. von Nicola Mößner und Dimitri Liebsch. Köln 2012, 178-206; Denk-Standpunkte. In: Vérité, Widerstand, Development: At Work with/Arbeiten mit/Travailler avec Ludwik Fleck, hrsg. von Rainer Egloff und Johannes Fehr. Zürich 2011 (Collegium Helveticum Heft 12), 17-33; Koinzidenzen, Gestalten und Denkstile: Moritz Schlick und Ludwik Fleck über die Objektivität am Fundament der Erkenntnis und die Bedeutung der Wissenschaftsgeschichte, in: Moritz Schlick. Ursprünge und Entwicklungen seines Denkens, hrsg. von Fynn Ole Engler und Mathias Iven. Berlin 2010, 339-386; Transformation of Scientific Knowledge in Biology: Changes in our Understanding of the Living Cell through Microscopic Imaging (gemeinsam mit Tobias Breidenmoser, Günther Jirikowski, Michael Pohl und Dieter G. Weiss). Berlin 2010; Über das erkenntnistheoretische Raumproblem bei Moritz Schlick, Wilhelm Wundt und Albert Einstein, in: Stationen: dem Philosophen und Physiker Moritz Schlick zum 125. Geburtstag, hrsg. von Friedrich Stadler und Hans Jürgen Wendel. Wien und New York 2009, 107-145.

Dr. phil. Mathias Iven, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Moritz-Schlick-Forschungsstelle des Instituts für Philosophie der Universität Rostock, Gründungsmitglied des Rostocker Zentrums für Logik, Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte (ZLWWG). Seit 2002 Mitarbeit an der Moritz Schlick Gesamtausgabe, seit 2011 im Rahmen der Projektleitung des von der Akademie der Wissenschaften in Hamburg geförderten Langzeitvorhabens »Moritz Schlick Gesamtausgabe. Nachlass und Korrespondenz«. Mitherausgeber der Moritz Schlick Gesamtausgabe (seit 2011) sowie der Schlickiana (seit 2008).

Ausgewählte Publikationen: Moritz Schlick – Die frühen Jahre (1882-1907) (2008); Lebenswege des Friedrich Nietzsche (2011); daneben zahlreiche Artikel und Besprechungen.

Prof. (i. R.) Dr. rer. nat. Ragnar K. Kinzelbach, geboren 1941 in Germersheim (Rheinland-Pfalz), Studium von Biologie, Chemie und Geowissenschaften, Philosophicum, überwiegend an der Universität Mainz, 1967 Promotion in Mainz, 1967/68 Postdoc University of Southern California Los Angeles; University of California Davis; Natural History Museum London, 1971 Habilitation und Professur für Zoologie an der Universität Mainz, 1975 ff. Mitglied im SFB der DFG „Tübinger Atlas des Vorderen Orients“. Zahlreiche Orientreisen. Periodicum: „Zoology in the Middle East“, 1982-1995 Professor für Zoologie und Ökologie an der TU Darmstadt, 1993-1995 Direktor des Zentrums für Interdisziplinäre Technikforschung (ZIT) an der TU Darmstadt und Leiter des Modellversuchs „Ökologische Bildung“, 1995-2006 (2007) Lehrstuhl für Allgemeine & Spezielle Zoologie an der Universität Rostock, Gründer und Direktor des Instituts für Biodiversitätsforschung 2000-2004.

Direktor der Zoologischen Sammlung der Universität Rostock (ZSRO). Lehrstuhlvertretungen für Meeresbiologie und Spezielle Botanik, 1996-2000 Sprecher des Fachbereichs Biowissenschaften der Universität Rostock, 2006 Pensionierung, Lehrauftrag für ein weiteres Semester, derzeit als Volontär noch aktiv im selben Haus. Zahlreiche Forschungsaufenthalte u. a. in Südeuropa, USA, Vorderer Orient, Afrika, Russland, Sibirien, China.

Forschungsschwerpunkte: Biodiversität, Zoogeographie, Archäozoologie.

Ausgewählte Publikationen: Tierbilder aus dem ersten Jahrhundert. Ein zoologischer Kommentar zum Artemidor-Papyrus (Archiv für Papyrusforschung Beiheft 28). Berlin, New York 2009; Landschaft und Fauna: Neue Tiere sind im Land – was tun?, in: Berichte der Reinhold-Tüxen-Ges. (RTG) 23, 2011, 59-76; Gybertus Longolius (1507-1543) als Ornithologe, in: Ökol. Vögel. (Ecol. Birds) 34, 2012, 25-66; An Indian Rhino, *Rhinoceros unicornis*, (V34) on the Artemidorus Papyrus: Its position in the antique cultural tradition, in: AKAN Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption, 2012, 93-132; »Augusta« Das erste Panzernashorn in Europa. Eine Natur- und Kulturgeschichte. Neue Brehm-Bücherei. 1. Aufl. 2012; A cassowary *Casuarius casuarius* (Linnaeus, 1758) record from Alexandria, Egypt, in 20 B.C. (Aves, Ratiatae, Casuaridae), in: The Open Ornithology Journal 5, 2012, 26-31; Maximilian Braun 1850-1930. Parasitologie, Organismik, Geschichte der Zoologie. Doppeljubiläum 2010: *160 Jahre, †80 Jahre, in: Verhandlungen zur Geschichte und Theorie der Biologie 17, 2012, 213-236.

Prof. Dr. Nikolaus Werz, 1952 in Bonn geboren, 1971/72 Bachillerato Argentino und Allgemeine deutsche Hochschulreife an der Goethe-Schule in Buenos Aires, ab 1972 Studium an der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität in den Fächern Germanistik und Geschichte, später zusätzlich das Fach wissenschaftliche Politik. 1979/81 Doktorandenstipendium der Studienstiftung des Deutschen Volkes und Forschungsaufenthalt am CENDES in Venezuela, ab 1981 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arnold-Bergstraesser-Institut in Freiburg, 1991 Habilitation und Privatdozent am Seminar für wissenschaftliche Politik der Universität Freiburg, 1994 Berufung zum Professor für Politikwissenschaft an der Universität Rostock mit dem Schwerpunkt Vergleichende Regierungslehre, 1996/97 Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, 2005/07 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Politikwissenschaft (DGfP), 2012/13 Mitglied des Konzils der Universität Rostock, Bibliotheksbeauftragter und Beauftragter für die Fakultätsgeschichte der WSF.

Ausgewählte Publikationen: Lateinamerika. Eine Einführung. 2. Auflage, Baden-Baden 2008 (3. Auflage für 2013 geplant); Argentinien, Schwalbach 2012.

Herausgeberschaften: Demografischer Wandel. Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Politikwissenschaft (DGfP) Band 25. Baden-Baden 2008; Sicherheit. Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Politikwissenschaft (DGfP) Bd. 26. Baden-Baden 2009; Populisten, Revolutionäre, Staatsmänner. Politiker in Lateinamerika. Frankfurt a. M. 2010.

Prof. (em.) Dr. Konrad Zimmermann, geb. 1940, 1992-2005 Inhaber des Lehrstuhls [(C4)] für Klassische Archäologie am Heinrich-Schliemann-Institut für Altertumswissenschaften; nach Studium der Klassischen Archäologie und Altorientalistik an der Humboldt-Universität zu Berlin ebendort Promotion (1969) und Habilitation (1983), ab 1964 Assistent, 1975 Oberassistent und 1987 Dozent für Klassische Archäologie an der Universität Rostock in Alleinvertretung des Fachgebietes; 1994-1996, 1998-2000 Prodekan der Philosophischen Fakultät; 1973-2009 Ausgrabungstätigkeit in Histria/Rumänien in Kooperation mit dem Archäologischen Institut der Rumänischen Akademie der Wissenschaften; seit 1992 Mitarbeit an einem DFG-Projekt in Milet/Türkei; 1993-2008 Mitglied der Zentralkommission des Deutschen Archäologischen Instituts.

Ausgewählte Publikationen: Die Dresdener Antiken und Winckelmann (= Schriften der Winckelmann-Gesellschaft Stendal 4). Berlin 1977; Tätowierte Thrakerinnen auf griechischen Vasen, in: Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 95, 1980, 453-467; Zu den Dachterrakotten griechischer Zeit aus Histria, Xenia. Konstanzer Althistorische Vorträge und Forschungen 25, 1990, 155-177; Griechische Altäre in der Tempelzone von Histria, in: *L'espace sacrificiel dans les civilisations méditerranéennes de l'antiquité*, Lyon 1991, 147-154; Ἀποδίτῃ ἀνέθηκεν... Zu einem Dachziegel mit Votivinschrift, in: *Civilisations grecque et cultures antiques périphériques*, Bukarest 2000, 239-251.

Ringvorlesungen zur Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte

1. Veranstaltung (Wintersemester 2005/06): 600 Jahre Wissenschaft in Rostock – Geschichte und Selbstvergewisserung

Kersten Krüger (Rostock): Die Universität Rostock zwischen Selbstbewußtsein und Verunsicherung – die Konzeption zur Erforschung der Geschichte

Wolfgang E. J. Weber (Augsburg): Neugierige Blicke in das Haus des Wissens. Moderne Ansätze der Universitätsgeschichte

Wolfgang Eric Wagner (Rostock): Herzogliche oder städtische Gründung? Die Universität Rostock als Stiftung betrachtet

Tilman Schmidt (Rostock): Rostock in der Reichsacht und der Auszug der Universität nach Greifswald

Ernst Münch (Rostock): Das Verhältnis zwischen der Universität und der Stadt Rostock im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit

Kersten Krüger (Rostock): Universität und Staat am Beispiel der Formula Concordiae 1563

Marian Füssel (Münster): Von der Prügel zur Promotion. Akademische Rituale in der frühen Neuzeit

Karl-Heinz Jügelt und Marcus Schröter (Rostock): Zur Geschichte der Universitätsbibliothek

Markus Völkel (Rostock): Die Regulierung des Zutritts zu den Universitäten im 16. und 17. Jahrhundert

Katrin Moeller (Halle) und Robert Zagolla (Berlin): Die Hexenverfolgungen in Mecklenburg und die Tätigkeit der Rostocker Juristischen Fakultät

Hans-Uwe Lammel (Rostock): Autopsie und Autorität – Die frühneuzeitliche Neugier in Medizin und Naturforschung

Wolf-Günter Völker (Rostock): Zur Geschichte der Lehrerausbildung von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg

Ragnar Kinzelbach (Rostock): Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) und die Rostocker Zoologie

2. Veranstaltung (Wintersemester 2006/07): Tochter oder Schwester – die Universität Greifswald aus Rostocker Sicht

Matthias Asche (Tübingen): Rostock, Greifswald, Frankfurt an der Oder, Königsberg, Dorpat und Kiel – Gemeinsamkeiten und Spezifika der Universitätsentwicklung in der Bildungslandschaft im südlichen Ostseeraum

Werner Buchholz (Greifswald): Professorenlexikon und Grundlagenforschung am Beispiel des „Lexikons Greifswalder Hochschullehrer“

Christine Magin (Greifswald): Epigraphik und Universitätsgeschichte. Die Universitäten Rostock und Greifswald im Spiegel historischer Inschriften

Felix Schönrock (Greifswald): Die Greifswalder Universitätsgebäude von den Anfängen bis 1800

Dirk Alvermann (Greifswald): Wie die Universität Greifswald ihr Jubiläum vorbereitet hat

Hans Peter Glöckner (Schwerin): Rechtsgeschichte in Rostock mit Exkursen nach Greifswald

Ivo Asmus (Greifswald): Überblick über Geschichte und Sammlungen der Universitätsbibliothek Greifswald – zentrale Einrichtung seit 1604

Rainer Mühle (Rostock): Impressionen aus der Geschichte des mecklenburgischen Adels im Spiegel der Spruchakten der Juristenfakultät der Universität Rostock (16.-18. Jahrhundert)

Gisela Boeck (Rostock): Chemie in Greifswald und Rostock – ein historischer Vergleich

Heinz-Peter Schmiedebach (Hamburg): Die Medizinischen Fakultäten in Rostock und Greifswald unter dem Paradigma der Naturwissenschaft

Roderich Schmidt (Marburg): Der Aufenthalt der Universität Rostock in Greifswald und die Gründung der dortigen Hochschule 1456

Niklot Klüßendorf (Marburg): Professor Heinz Maybaum (1896-1955) – Ein Mittelalterhistoriker mit Prägespuren von fünf politischen Systemen

3. Veranstaltung (Wintersemester 2007/08): Wissen im Wandel: Disziplinengeschichte im 19. Jahrhundert

Hubert Laitko (Berlin): Disziplinierung und Disziplinarität – Leitlinien der Binnenstrukturierung des Wissenschaftssystems im 19. Jahrhundert

Kai Torsten Kanz (Lübeck): Die Wissenschaften vom Leben und die Disziplin Biologie im 19. Jahrhundert

Johannes Büttner (Hannover): Physiologische Chemie – Chemische Vorgänge im lebenden Organismus erforschen

Jan Cölln und Anita Krätzner (Rostock): Von Christian Wilbrandt zu Karl Bartsch – Institutionalisierung und Disziplinierung der Germanistik in Rostock

Burkhard Kramp (Rostock): Die Herausbildung der HNO-Heilkunde zu einem eigenständigen Fach – Die Errichtung der ersten HNO-Klinik in Nord- und Mitteleuropa in Rostock 1899

Christoph Schmitt (Rostock): Der Volkskundler Richard Wossidlo – ein Franz Boas in Mecklenburg? Methodengeschichtliche Reflexionen über die Feldforschung

Markus Völkel (Rostock): Zwischen Fachwissenschaft und humanistischem Erbe. Die Geschichtswissenschaft an der Universität Rostock auf dem Weg in die Moderne

4. Veranstaltung (Ringvorlesung 2008/09): Frauen in der Wissenschaft

Eva Brinkschulte (Magdeburg): Männliche Rituale und weibliche Studenten

Heike Kahlert (Rostock/Hildesheim): Qualitätsoffensive für die Wissenschaft? Perspektiven von Hochschulpolitischen Führungskräften auf die Chancengleichheit der Geschlechter am Beispiel der Universität Rostock

Bettina Wahrig (Braunschweig): Von der weisen Frau zum Gesundheitsberuf: Ausschnitte aus der Geschichte der Hebammenkunst

Hella Ehlers und Eveline Krause (Rostock): „Prometheus“, „M“ und andere: Edith Braemer (1909-1969) und Lotte Henriette Eisner (1896-1983). Annäherung an ungewöhnliche Frauen der Literaturwissenschaft und der Filmografie

Heile Kahlert (Rostock/Hildesheim), Mark Kleemann und Doreen Kruppa (Rostock): Aufstieg oder Ausstieg? Wissenschaftliche Nachwuchskarrieren im Fächer- und Geschlechtervergleich

Annette Vogt (Berlin): Wissenschaftlerinnen in Deutschland von 1895 bis 1945

Pirina Kittel (Neustrelitz) und Marianne Breese (Rostock): Zum Frauenstudium an der Universität Rostock

5. Veranstaltung (Ringvorlesung 2009/10): Rostocker Gelehrte Köpfe

Dieter Weiss (Rostock): Hans Spemann und Karl von Frisch, die zwei Rostocker Professoren, die den Nobelpreis bekamen

Ragnar Kinzelbach (Rostock): Der Rostocker Professor Gisbertus Longolius (1507-1543). Humanist und Ornithologe

Nikolaus Werz (Rostock): Die Wilbrandts. Eine Akademikerfamilie aus Rostock im Wandel der deutschen Geschichte

Olaf Engler (Rostock): Moritz Schlick – der Philosoph, der Physiker

Harald Bollbuck (Wolfenbüttel): Albert Krantz und David Chytraeus – Wissenschaft und Historiographie zwischen Humanismus und Reformation

Christoph Meinel (Regensburg): Joachim Jungius, die ‚syndiakritische‘ Methode und die Erfindung des Zettelkastens

Konrad Zimmermann (Rostock): Gottfried von Lücken – Hochschullehrer in drei Systemen

6. Veranstaltung (Ringvorlesung 2011): Die Rostocker Universität zwischen 1933 und 1945

Peter Th. Walther (Berlin): Allgemeine Hochschulpolitik in Deutschland 1933-1945 unter Berücksichtigung des Standorts Rostock

Heinrich von Schwanewede (Rostock): Hans Moral (1885-1933) – Leben, Wirken und Schicksal eines bedeutenden Vertreters der Zahnheilkunde

Christoph Perleth (Rostock): David Katz – Eckpfeiler der deutschen Psychologie der Weimarer Republik

Diana Heß (Greifswald): Der Internist Georg Ganter – Kollision der eigenen Meinung mit politischen Restriktionen und ihre Folgen

Wolfgang Bernard (Rostock): Der verweigerte Eid: Der Gräzistikprofessor Kurt von Fritz

Hannes Pingel (Rostock): Das Rektorat unter Prof. Heinrich Brill 1936/37

Dr. Gunther Viereck (Rostock): „Laßt das Natürliche so natürlich wie möglich“ – Der Hygieniker und Ernährungswissenschaftler Werner Kollath

Dr. Gabriele Moser (Heidelberg): Forschungsförderung im Nationalsozialismus: Der Rostocker Pharmakologe Peter Holtz und andere

Prof. Dieter Hoffmann (Berlin): Pascual Jordan (1902-1980) – Der gute Nazi

Dr. Juliane Deinert (Göttingen): Die Studierenden der Universität Rostock im Dritten Reich

Georg Hoppe und Felix Morawetz (Rostock): Schöner neuer Mensch: Utopien in der frühen Sowjetunion und im Nationalsozialismus im Vergleich

Dr. Sigrid Oehler-Klein (Mainz): Professor Hermann Alois Boehm – Idealist und Propagandist nationalsozialistischer Rassenhygiene

Dr. Ekkehardt Kumbier (Rostock): „Euthanasie“ und Eugenik: Verbrechen an psychisch Kranken und Behinderten in der Zeit des Nationalsozialismus – Eine Bestandsaufnahme unter besonderer Berücksichtigung der Rostocker Psychiatrischen und Nervenlinik

7. Veranstaltung (Ringvorlesung 2012) in Kooperation mit dem Department „Wissen-Kultur-Transformation“ der Interdisziplinären Fakultät sowie der Initiative „Kultur im Kloster“

Dr. Cornelia Weber (Berlin): Auf dem Weg zur Universität der Dinge. Akademische Sammlungen im modernen Wissenschaftsbetrieb

Prof. Dr. Franz-Josef Holznagel (Rostock): Wunderkammer und Miszellaneenhandschrift – Die Sammlungen des Grafen Wilhelm Werner von Zimmern als Medien der Selbstdarstellung

Dr. Andreas Degkwitz (Berlin): Die Bibliothek der Gegenwart und die Zukunft des Wissens

Prof. Dr. Gesa Mackenthun (Rostock): Emanzipation zwischen Ruinen. Archäologie und forsch(end)e Frauen im 19. Jahrhundert

Prof. Dr. Elke Brüggem (Bonn): Weltkultur. Zur Aufnahme des ›Nibelungenliedes‹ in das Weltdokumentenerbe der UNESCO

Dr. Mathias Rösch (Erlangen-Nürnberg): Schulheft, Handgranate und Spickzettel: das breite Spektrum einer schulgeschichtlichen Sammlung und ihr Einsatz in Forschung und Lehre

Dr. Kristin Skottki (Rostock): Begräbniskultur im Mittelalter

Dr. Jutta Fischer (Rostock): Von Schliemann bis heute. Geschichte der Archäologischen Sammlung. 1873-2012

Dr. Irmgard Egger (Wien): Maßloses Maßhalten. Diätetik – Askese – Hagiographie von der Spätantike bis zur Goethezeit

Prof. Dr. Dieter Gutzen (Bonn/München): Die ›Bibel in gerechter Sprache‹

Prof. Dr. Peter Berger, Prof. Dr. Clemens Cap, Robert Brumme (Rostock): Digitales Panoptikum: Überwachung aus soziologischer und technologischer Sicht

Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte

Bisher erschienen:

Band 1

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 1. Rostock 2007.

Band 2

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 2. Rostock 2008.

Band 3

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 3. Rostock 2009.

Band 4

Martin Buchsteiner und Antje Strahl
Zwischen Monarchie und Moderne. Die 500-Jahrfeier der Universität Rostock 1919. Rostock 2008.

Band 5

Kurt Ziegler
Zum 50-jährigen Bestehen der Tropenmedizin an der Universität Rostock. Rostock 2008.

Band 6

Jobst D. Herzig und Catharina Trost
Die Universität Rostock 1945-1946. Entnazifizierung und Wiedereröffnung. Herausgegeben von Kersten Krüger. Rostock 2008.

Band 7

Anita Krätzner
Mauerbau und Wehrpflicht. Die politischen Diskussionen am Rostocker Germanistischen Institut in den Jahren 1961 und 1962. Rostock 2009.

Band 8

Tochter oder Schwester – die Universität Greifswald aus Rostocker Sicht. Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ im Wintersemester 2006/07.

Herausgegeben von Hans-Uwe Lammel und Gisela Boeck.
Rostock 2010.

Band 9

Frauenstudium in Rostock. Berichte von und über Akademikerinnen.

Herausgegeben von Kersten Krüger.
Rostock 2010.

Band 10

Maik Landsmann

Die Universitätsparteileitung der Universität Rostock von 1946 bis zur Vorbereitung der Volkswahlen der DDR 1954.

Herausgegeben von Kersten Krüger.
Rostock 2010.

Band 11

Juliane Deinert

Die Studierenden der Universität Rostock im Dritten Reich.

Rostock 2010.

Band 12

Wissen im Wandel – Disziplinengeschichte im 19. Jahrhundert. Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ im Wintersemester 2007/08.

Herausgegeben von Gisela Boeck und Hans-Uwe Lammel.
Rostock 2011.

Band 13

Angela Hartwig

Das Gedächtnis der Universität. Das Universitätsarchiv Rostock von 1870 bis 1990.

Rostock 2010.

Band 14

Angela Hartwig und Bettina Kleinschmidt
Bestandsübersicht des Universitätsarchivs Rostock.
Rostock 2010.

Band 15

Universitätsgeschichte und Zeitzeugen. Die Verwaltung der Universität
Rostock und Nachträge.
Herausgegeben von Kersten Krüger.
Rostock 2011.

Band 16

Frauen in der Wissenschaft.
Herausgegeben von Gisela Boeck und Hans-Uwe Lammel.
Rostock 2011.

Band 17

Gert Haendler
Erlebte Kirchengeschichte.
Erinnerungen an Kirchen und Universitäten zwischen Sachsen und den
Ostseeländern.
Herausgegeben von Hermann Michael Niemann und Heinrich Holze.
Rostock 2011.

Band 18

Wie schreibt man Rostocker Universitätsgeschichte?
Referate und Materialien der Tagung am 31. Januar 2010 in Rostock.
Herausgegeben von Hans-Uwe Lammel und Gisela Boeck.
Rostock 2011.

Band 19

Benjamin Venske
Das Rechenzentrum der Universität Rostock 1964-2010.
Rostock 2012.

Band 20

Rostocker gelehrte Köpfe, Referate der interdisziplinären Ringvorlesung
des Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“
im Wintersemester 2009/2010.
Herausgegeben von Gisela Boeck und Hans-Uwe Lammel.
Rostock 2012.

Band 21

Die Universität Rostock in den Jahren 1933-1945. Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ im Sommersemester 2011.

Herausgegeben von Gisela Boeck und Hans-Uwe Lammel.

Rostock 2012.